

www.e-rara.ch

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände

Reutlingen, 1830-1831

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 3421

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-17880>

[Sanction (pragmatische) - Schein]

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [\[Link\]](#)

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [\[Link\]](#)

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [\[Link\]](#)

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [\[Link\]](#)

ſchen und europäiſchen Waaren reichlich verſehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes ſteht Alles in ungeheurem Preise, 4 Mal theurer als in London. Die Inſel hat 5000 Einw. Mit Ausſchluß der Compagniebeamten lebt hier Alles von der Landwirthſchaft und dem Schifffverkehr. So bringen die Einw. 9 Monate des Jahres auf ihren Landgütern im Innern der Inſel zu und kommen nur zur Zeit der Oſtindienfahrer (Febr. bis April) in die einzige vorhandene Stadt St. James town. Dieſe liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bai in einem ſchmalen, ſich ſanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelſtunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefafst iſt. Das Ganze beſteht aus 2—4 gepflaſterten Straßen. Die Häuser haben platte Dächer, Galerien u. ſ. w. St. Helena iſt gegen feindliche Landungen nicht bloß durch die hohen Felſen und die heftige Brandung geſichert, ſondern es ſind auch auf den vornehmſten Punkten Batterien und Pollwerke angelegt. Die Schiffe können nur in der St. Jamesbai mit Sicherheit ankern, indem ſie hier allein vor Stürmen und Windſtößen gedeckt ſind. Man trifft auf der Inſel keine Fahrſtraßen, ſondern nur Feldwege, auf denen kleine mit Ochſen beſpannte Karren zu Fortſchaffung größerer Laſten benützt werden. Napoleon ſtarb hier den 5. Mai 1821.

Sanction (pragmatische) iſt die Urkunde, durch welche Kaiſer Karl VI., der ſich ohne männliche Nachkommen ſah, ſeinen weiblichen Nachkommen die Erbfolge in allen ſ. Staaten zu ſichern bemüht war. Er bemog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürſten Europas zur Annahme und Gewährleiſtung dieſer Urkunde (daher der Name), bis auf den Kurfürſten Karl Albrecht von Baiern, der als nächſter Erbe der öſtr. Länder ſeinen Beitritt verweigerte. Nach Karls VI. Tode (1740) veranlaſſten Baierns Anſprüche den öſtreich. Erbfolgekrieg (ſ. Öſtreich); doch erkannte Baiern ſchon im Frieden zu Füſſen (22. Apr. 1745) die pragmat. Sanction an. — Auch das vom König Karl VI. von Frankreich 1438 zu Bourges nach den Beſchlüſſen des baſler Conciliums gegebene Grundgeſetz, auf welchem die gallicaniſche Kirchenfreiheit beruht, wird Sanction pragmatique genannt; ferner hieß der Beſchluß des deutſchen Reichstages zu Mainz 1439, welcher dieſelben Beſchlüſſe annahm, Sanctio pragmatica. Beide Grundgeſetze beſchränkten die päpſtliche Macht, wurden aber durch ſpättere Concordate zu Gunſten des römischen Hofes abgeändert. Entlich nannte Karl III. von Spanien, als er 1759 den Thron von beiden Sicilien ſeinem dritten Sohne und deſſen Nachkommen abtrat, das Erbfolgegeſetz, welches er für dieſe Linie gab, eine Sanctione pragmatica.

Sanct: Jakob (Schlacht bei), unweit Baſel, am 26. Aug. 1444. (S. Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.) Zum Andenken an die huer Gefallenen veranlaſſte der Pfarrer Marcus Luß in Läuſelfingen (Vf. einer „Hiſtor. Darſtellung“ dieſer Begebenheit, 1824, 4.) die Errichtung eines Denkmals, das am 26. Aug. 1824 eingeweiht wurde.

Sanct: Petersburg, ſ. Petersburg.

Sand, der, beſteht aus ſeinen Körnern und Geſchieben von Quarz und andern Gesteinen und enthält foſſiles Holz, zuweilen Gold, Bernſtein und Geſchiebe oft von ungeheurer Größe. Er bedeckt ſehr bedeutende Landſtriche, z. B. in der norddeutſchen Ebene, in Nordafrika ic., bildet oft ſehr mächtige Schichten und zuweilen ganz bedeutende Hügel, z. B. bei Potsdam. (Vgl. Sandſtein.) Er wird zum Glasſchmelzen, zum Schleifen, zu Sanduhren ic. benützt. In der Mechanik iſt der Sand eine zuverlässig wirkende Kraft; wie überhaupt alle feinkörnige Subſtanzen, unterliegt er nicht den Geſetzen der wirklichen Flüſſigkeiten.

Sand (Karl Ludwig), Candidat der Theologie, aus Schrärmerei der Mörder des Staatsraths v. Kozebue, geb. d. 5. Oct. 1795 zu Wunſiedel im Baireuthiſchen, in dem jetzigen Obermainkreiſe des Königr. Baiern, wo ſ. Vater,

Justizrath und Amtmann, 1823 starb, erhielt eine sorgfältige Erziehung, die vorzüglich seine (Schwärmerischen Ansichten nicht unempfindliche) Mutter geleitet haben mag. Als Kind war er fast immer kränklich, und man erklärte aus der bei ihm zurückgebliebenen Schwäche s. Niedergeschlagenheit und den Hang zur Verschllossenheit. 1810 folgte er s. Lehrer Saalfrank auf die Schule zu Hof und 1812 auf das Gymnasium zu Regensburg, wo er fleißig und brav, aber immer etwas finster und verschlossen war. Von Regensburg zog den jungen S. im Herbst 1814 Schenkmayer's Ruf nach Tübingen, wo er mit vielem Eifer den Vorbereitungswissenschaften der Theologie oblag, bis auch ihn, wie so viele andre Studirende, die Wiedererneuerung des Krieges gegen Frankreich 1815 zu den Waffen rief. Er diente, nach dem er vorher in die Verbindung der Teutonia getreten war, als Cadet unter den freiwilligen bairischen Jägern des Rezatkreises, kam aber nie ins Gefecht. Sein Hauptmann hat sein musterhaftes Betragen öffentlich anerkannt. Der Friede gab ihn den Studien wieder, welche er zu Erlangen fortsetzte. Hier zog ihn unter seinen Lehrern D. Kaiser besonders an. Während er sich durch Fleiß und anständiges Betragen die Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er durch Biederkeit und Geradsinn die Liebe fast aller Derer, die ihn kennen lernten; seinen vertrautern Freunden aber flößte er durch s. in Schwärmerei sich veritrende Begeisterung für Religion und Vaterland schon damals Besorgniß ein, denn es blickte allenthalben nur zu deutlich hervor, daß in ihm das Gemüth eine gewaltige Herrschaft über den Verstand behauptete, und daß religiöser Mysticismus, verschmolzen mit verkehrten Ansichten von deutscher Nationalität, ihn aufs höchste überspannten. Früher wollte er sich zum Missionair bilden. Ein Unglücksfall 1817 entschied vollends den Verlust des klaren, sittlich freien Bewußtseins in ihm. Es war nämlich sein Stubengenosse und liebster Freund vor s. Augen beim Baden ertrunken, ohne daß er ihm helfen konnte. Fortan war Tieffinn die Farbe s. Seele, bis das Wartburgsfeß (s. d.) und das akademische Leben zu Jena, wo er seit Mich. 1817 studirte, seinen niedergedrückten Geist wieder etwas aufrichteten. Bei jenem Feste leitete er mit die Ordnung und übergab den daselbst versammelten Jünglingen eine Punctionation (Nürnberg 1819), die s. Ansicht von einer allgemeinen Vereinigung aller deutschen Akademiker enthielt. Auch sah er Abends die Bücher verbrennen, unter welchen Kogebue's „Deutsche Geschichte“ sich befand, wodurch er, wie man sagt, zuerst auf diesen Schriftsteller aufmerksam wurde. Im Herbst 1818 machte er eine Reise nach Berlin, wo er Jahn kennen lernte. In Jena erschien S. Allen als ein ernsthafter, ruhiger, besonnener und nach dem Guten eifrig strebender Mensch. Er sprach wenig und hielt unter den Studenten auf gesellige Ordnung. Übrigens war er Mitglied der sogen. Burschenschaft und eines literarischen Vereins, aber keines Ordens oder geheimen Bundes. In Erlangen hatte er selbst schon 1816 eine Burschenschaft gegründet. Dabei war sein Herz voll von der dunkeln „warmen Idee des großen deutschen Vaterlandes“, wie er sich ausdrückte, ohne daß er, wie man aus s. Papieren ersah, über Zweck und Mittel s. eigentlichen Berufes mit sich ins Klare kam. Vielmehr in sich verschlossen, brütete s. Phantasie über Gefühlen, die er mit Religion und Politik verschmolz. Für das Vaterland hatte er einst im Kriege das Leben wagen wollen, auch jetzt war er immerfort bereit, sich demselben zum Opfer darzubringen. Den neuen Ankömmlingen auf der Universität drückte er die Hand und sprach mit feierlichem Ernst einzelne große Worte zu ihnen, als ob er sie für Wahrheit, Recht und Vaterland einweihe. Man will bemerkt haben, daß er das Studium der Exegese ganz vernachlässigt, daß er fleißig in der Bibel gelesen, und einige Male zu Erlangen, Tübingen und Jena den anatomischen Hörsaal besucht habe. Dem Gespräche überhaupt wenig zugänglich, mußte er in seinen Ansichten immer tiefer versinken, und bei aller Demuth eines religiösen Gemüths, stolz auf sein Bewußtsein, jeden Andern tief verachten, der den Schwung seines Gefühls

nicht begriff oder theilte; er mußte bei Dem, was er für wahr und gut hielt, recht-haberisch, hartnäckig und unbeweglich stehen bleiben, und da er die Kraft zu handeln wie den Willen dazu hatte, den Vorsatz immer tiefer in sich wurzeln lassen, etwas Großes für s. Idee von dem Vaterlande zu thun, selbst mit Hintansetzung des Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine Freude mehr gab. Diese Gemüths-richtung bewiesen folgende Zeilen, welche man von S. in dem Stammbuche eines Freundes, am 21. Juni 1818 zu Jena, geschrieben fand: „Unser Leben Helden-fahrt, kurzer Sieg und früher Tod“. Hierauf einige überspannte Auserungen und Körner's Worte: „Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn oder frei zu den glücklichen Vätern gehn“. — In der Nähe dieses Schwärmers nun lebte Koze-bue, der durch kalten Spott und bitterm Wiß, ohne Gemüth und Erhebung, die akademische Freiheit, das Heiligste in den Augen einer feurig fühlenden Jugend, angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Großen und des russischen Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationallehre und die politische Volkskraft seines ehemaligen Vaterlandes lenke. Da mußte in S. der mit Verachtung gepaarte Haß gegen diesen vermeintlichen Feind der deutschen Nation um so heftiger entbrennen, je mehr sich der kräftige und reine Jüngling durch Besinnung und That über die Sphäre der Knabenzucht erhoben fühlte, in die der spottende Tadel eines der politischen Angeberei verdächtigen Lust-spieldichters, dessen Charakter durch nichts Hohes Ehrfurcht einflößte, die akade-mische Jugend zurückversetzt sehen wollte. Auch konnte es wol keinen schneidenden Gegensatz geben, als Kozebue, den gewandten, der Überlegenheit seines Witzes sich bewußten Weltmann, die Geißel der Satyre gegen seine Gegner schwingend, und ihm gegenüber den von Nationalstolz, Vaterlandsliebe und akademisch-politischem Parteigeiste zur sektirerischen Schwärmerei entzündeten S. Natürlich erblickte dieser in jenem den geistvollsten, mithin den fürchtbarsten Feind seines Vaterlandes. Das „Literarische Wochenblatt“, die Ausstritte in Weimar, Luden's, Oken's, Wie-land's, Lindner's Verfolgung, endlich die Stourdja'sche Schrift, deren Abfassung man Kozebue zuschrieb, dies und manches Andre scheint den unglücklich befange-nen Jüngling zu dem Entschlusse gebracht zu haben, Kozebue zu ermorden. — Mit diesem schon im Dec. 1818 gefaßten Vorhaben verließ er Jena den 9. März 1819 und kam den 23., früh um 10 Uhr, nach Manheim. Schon um 11 Uhr ließ er sich in Kozebue's Wohnung anmelden. Es hieß, Kozebue sei nicht zu Hause, und S., der sich Heinrich's aus Mitau nannte, ward auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr wiederbestellt. Unterdessen sah er sich in der Stadt und im Schloss-garten um, speiste im Gasthose an der Wirthstafel, unterhielt sich mit den Anwe-senden und begab sich Nachmittags gegen 5 Uhr in das Haus Kozebue's, der eben eine Gesellschaft bei sich erwartete. Er ward in ein Zimmer geführt, wo Kozebue bald darauf eintrat. Nach den gewöhnlichen Fragen zog S. den Dolch und stieß ihn mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlandes!“ Kozebue ins Herz. Nachdem er ihm noch 2 Striche gegeben hatte, gab er sich selbst einen Stoß mit ei-nem kleinen Schwert in die linke Brust, zog den Stahl heraus und ging ungehin-dert die Treppe hinab, bis an die Hausthür, wo er eine Schrift: „Todesstoß dem August von Kozebue“ überschrieben, die er mit dem Dolche irgendwo hatte an-heften wollen, einem Bedienten gab, der nach der Wache eilte. Kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er dem zusammengelaufenen Volke zu: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!“ kniete nieder und stieß mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!“ das kleine Schwert wiederholt in seine linke Brust. Man schaffte ihn ins Hospital und am 5. April ins Zuchthaus, wo er ein bequemes Zim-mer für sich allein hatte und mit der größten Menschlichkeit behandelt wurde. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer am 8. April überstandenen schmerzhaften Ope-ration, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und s. Tod erwarten ließ.

Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre s. Erklärungen schriftlich, blieb standhaft, auch bei mehreren Confrontationen dabei, daß er keine Mitschuldigen habe (was auch durch keinen Umstand sich dargethan hat) und bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth. Doch hatte S. den Grundsatz, daß er nur schuldig sei, dem Richter in denjenigen Punkten die Wahrheit zu sagen, welche ihn selbst betrafen. Daher wurde Mehres, was er in Ansehung dritter Personen anführte, theils von ihm selbst zurückgenommen, theils sonst widerlegt. Seiner That sich freuend, die er nach seinem Geständnisse seit länger als einem Jahre überdacht, und nach manchem Seelenkampfe als nothwendig für das Gesamtwohl Teutiens beschloffen habe, bedauerte er bloß Kogebue's Familie. Sein Schicksal erwartete S. mit Gleichmuth. Er ließ sich vorlesen, las späterhin auch selbst, meist in der Bibel, oder in Schiller's und Körner's Gedichten. — Bei der Untersuchung seiner Papiere in Jena fand man folgenden Anfang eines Briefes: „Ich gehe meinem Schicksale, dem Schaffott, entgegen“, und einen Brief von ihm an einen Studenten in Jena, den dieser der Burschenschaft vorlesen sollte. S. erklärt darin, daß er aus ihrer Verbindung trete — weil es ihr nicht gleichgültig sein könne, wenn er auf dem Rabenstein sterbe, und er hierdurch nur Dem zuvorkomme, was sie ohnehin unter diesen Umständen für nothwendig erachtet haben würde — der Ausschließung aus ihrer Mitte. — In einem andern Briefe bezeichnet er die That näher, zu welcher er sich anschickte, und sagt: daß es ihm freilich schrecklich sei, einen Menschen zu ermorden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen &c. Auch aus dem Briefe, den S., kurz vor Verübung s. blutigen That, an s. Verwandten erlassen hat, welcher aber erst später eintraf, überzeugt man sich, daß er nur das Opfer s. eignen fanatischen Verblendung, nicht das Werkzeug einer Verschwörung gewesen ist; aber nicht ohne Wehmuth kann man in diesen Zeilen den Kampf eines edlen Gemüths, aus welchem Großes hätte werden können, mit den Verirrungen einer wilden Schwärmerei und den Sieg der letztern erblicken. Der Brief ist abgedruckt in der „Allg. Zeit.“, 1819, 106 fg. Der Bruder des Unglücklichen und s. Mutter erhielten die Erlaubniß, ihn zu sprechen; allein S. lehnte den Besuch ab, weil er sie nicht ohne Zeugen sprechen durfte. Die Untersuchung ward in Mannheim von dem Oberhofgerichtskanzler v. Hohenhorst, 2 Oberhofgerichtsräthen und dem Stadtdirector v. Jagemann, als einer besonders hierzu angeordneten Commission, geführt, welche mit den Commissionen zu Weimar, Darmstadt und Gießen und mit dem berliner Polizeiministerium correspondirte. Auch schickte man von Karlsruhe Auszüge aus den Untersuchungsacten an die Centraluntersuchungscommission in Mainz, welche in ihrem Berichte vom 1. Mai 1822 an die Bundesversammlung in Frankfurt S.'s That als Product des durch Lehrer gehegten Treibens der Jugend darzustellen sich bemüht, aber keine Mitschuldiger derselben entdeckt hat. (S. „Allgem. politt. Ann.“, VIII, 1.) Am Schlusse der in Mannheim geführten Untersuchung bezeugte das dasige Stadtphysikat, daß „Inquisit im Besiß richtiger Sinne sei. An seiner Vernunft habe man nie eine Zerrüttung wahrnehmen können. Indessen habe es sich, besonders in den Aufserungen des Inquisiten über Politik und Religion, unverkennbar ausgesprochen, daß sein Verstand mittelmäßig (nicht umfassend, nicht scharf, nicht gründlich) und ganz in der Herrschaft eines heftigen, überspannten Vorstellungs- und Gefühlsvermögens befangen sei“. S. selbst erklärte: „er bäte Gott täglich um Erkenntniß und Erleuchtung. Wenn er durch göttliche Eingebung erkenne, daß seine That unrecht sei, so werde er sie zu jeder Stunde bereuen; bisher sei dieses jedoch nicht geschehen“. Die versuchte Selbstentlebung aber wollte S. gar nicht verteidigen. Sein Verbrechen nannte er einen Collisionssfall mit den weltlichen Gesetzen, welche auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung setzten; auch nahm er den Grundsatz

als richtig an: „der Zweck heiligt die Mittel“. S.'s gerichtlicher Verteidiger, der Licentiat Rüttger zu Mannheim, suchte die That psychologisch zu erklären und den Verbrecher als gemüthsfrank, der in dem Irrthum, eine Handlung der Noth mehr zu begehen, befangen gewesen, darzustellen. Am 3. Sept. 1819 war das Schlussverhör geendigt, und die Acten wurden dem manheimer Hofgerichte, als dem ordentlichen Richter, d. 10. Nov. 1819 übergeben. Das von diesem am 5. Mai 1820 gesprochene Todesurtheil wurde von dem Großherzoge v. Baden bestätigt und am 20. Mai, früh halb 6 Uhr, mit dem Schwerte vollzogen. Der unglückliche Verbrecher behielt s. Fassung und die Überzeugung, daß er mit Gott einig sei, bis zum letzten Augenblicke. Er starb in einem Alter von 24 J. 7 Monaten. Auf demselben Kirchhofe, dem evangelisch-lutherischen, wo er begraben wurde, liegt auch Kogebue. — Die peinlichste Strafe für ihn würde es gewesen sein, wenn sein moralisches Bewußtsein zur Klarheit gelangt wäre, und er eingesehen hätte, daß kein Einzelner befugt ist, der Zeit und dem geschlichen Willen der Gesellschaft vorzugreifen und an sein Urtheil, an s. Überzeugung, wie das eigne Leben, so das Leben eines Andern, der unter dem Schutze der Geseze und des Völkerrechts steht, und das Glück einer schuldlosen Familie zu setzen; wenn er eingesehen hätte, daß Recht und Wahrheit gegen ungerechte und falsche Meinung nicht durch die Spitze eines Dolches siegen können, sondern daß sie dadurch sich selbst vernichten; daß er also nicht bloß der Mörder eines Schriftstellers, den bereits die öffentliche Meinung entlarvt und vernichtet hatte, und der eben darum im Begriff war, Deutschland ganz zu verlassen, sondern daß er auch der Mörder der eignen Sache war, für die er s. Leben einzusetzen glaubte; wenn er eingesehen hätte, welch ein ungeheurer Irrthum es ist, sich durch ein inneres Gefühl berufen zu glauben, an die Stelle des Gesezes, des Richters und des Urtheils seine Privatmeinung setzen zu müssen und dieser Alles preiszugeben, was der vermeintliche Feind Heiliges und Theures auf Erden hat. Welch ein Wahnsinn, dem ewigen Rathschlusse Gottes entgegenzustreben, der auch dem Sünder, wie dem Irrenden, Zeit läßt, in sich zu gehen und sich zu bessern! Und was hatte endlich Kogebue gethan, wofür er nicht schon in der öffentlichen Meinung büßen mußte? Was aber Kogebue sonst noch gegen Mysticismus und Schwärmerei geschrieben hat, war an sich nicht nur wahr, sondern erhielt sogar durch S.'s That die furchtbarste Bekräftigung. Nun erst, durch S.'s Verbrechen erschreckt, fanden Viele in Kogebue's Anschuldigungen des akademischen Geistes den Schein der Wahrheit. War endlich Kogebue an Deutschland ein Verräther, so war er es durch offenkundige Schriften; und hatten diese nicht schon Widerleger gefunden? — Dessenungeachtet erregte S.'s That allgemein fast ebenso viel Bedauern als Abscheu. Kogebue war in der öffentlichen Meinung zu tief gesunken, und s. Mörder stand in der Glorie eines Heros der deutschen Jugend, kräftig und schön gebildet, wie er war, mild und ernst, wie er sich äußerte, tadellos und brav, wie man s. früheres Leben kannte, in den Augen der leichtsinnig urtheilenden Menge als ein freiwilliger Märtyrer des Vaterlandes da, sodas es Bethörte gab, die seine That für ein schönes (!) Zeichen der Zeit erklärten. — Uns dünkt, S.'s That war so wenig ein besonderes als ein schönes Zeichen der Zeit. Denn in jeder bewegten Zeit gab es gemüthskräftige Menschen, ohne Klarheit und Zusammenhang in ihren Ideen, die eben darum, von dunkeln Gefühlen überwältigt, den Verhältnissen trosteten und ihr Leben an eine ungeheure That — so mußte ihnen das Verbrechen des Mordes erscheinen — setzten, um ein dunkles Etwas, das sie Idee nannten, zu behaupten. So handelten Hunderte in der Zeit der franz. Revolution, so Charlotte Corday, so einst Tell, so in unsern Tagen Schill, so der heldenmüthige Jüngling Stappf. Aber unter Allen übersprang Keiner so anmaßend kühn die sittliche Ordnung des göttlichen Gesezes: „Du (d. h. Du Einzelner nach deinem subjectiven Urtheil)

solst nicht tödten", als der von seiner Meinung und seinem Stolge bis zum methodischen Wahnsinn bethörte S. Was wir von Ravailiac wissen, lautete ebenso wie Das, was S. erklärte, nur daß Heinrich IV. im moralischen Sinne ebenso hoch über Kosebue steht, als S. über Ravailiac. Dieser wollte nämlich die Christenheit von einem kriegslustigen König, den er für einen Feind der Christenheit hielt, befreien, und äußerte in jedem Verhör, daß er Christum im Herzen trage! Die Idee der Religion bethörte den Mörder Heinrichs IV., die Idee des Vaterlandes bethörte den Mörder Kosebue's. Jener wurde von fanatischen Priestern in seinem Hasse bestärkt, dieser ward von seinem eignen stolzen Wahne, daß er berufen sei, der feigen Welt ein Beispiel zu geben, zum Morde hingetrieben. Jener durfte voraussehen, daß seine That Europa von einem Kriege befreien würde, dieser hatte keinen Grund zu glauben, daß seine That Deutschland gegen den Despotismus schützen werde, für dessen Anwalt er Kosebue hielt. S. hat bloß die alte Wahrheit aufs Neue bestätigt, daß der alles vernünftige Nachdenken ausschließende Mysticismus, verbunden mit der gesetzwidrigen Rohheit vieler jungen Leute, sich gewaltsame Selbsthülfe zu erlauben, ein kräftiges, nach Sieg und Ruhm dürstendes Gemüth, das sein Leben, andrer Umstände wegen, ohnehin gering achtet, sehr leicht zu jener Schwärmerei verleite, welche Gesetz und Ordnung unter die Füße tritt. Ubrigens läugnen wir nicht, daß S.'s Mysticismus mit einer hochherzigen Kraft gepaart war; und diese auf eine Nationalsache gerichtete Kraft, die unserm heutigen Mysticismus, der, aus Schwäche und Scheu vor dem Denken entsprungen, oft nur Modethorheit ist, gänzlich fehlt, war es eben, was dem unglücklichen Schwärmer die Bewunderung des großen Hausens und das theilnehmende Mitleiden aller guten Menschen gewann. Darum glaubte auch der berliner Professor der Theologie, de Wetze, einen Trostbrief an S.'s Mutter (die dessen, wie wir glauben, nicht bedurfte) schreiben zu müssen (Berlin, d. 31. März 1819), in welchem er zwar sagte: „Die That ist — allgemein betrachtet“ — (warum nicht: schlechtthin?) „unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht ungerechte Mittel“. Allein wie soll man damit die übrigen Sätze dieses Briefes zusammenreimen, z. B.: „Sowie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, dieser Zuversicht“ — beide sind ja offenbar die eines Schwärmers, d. h. eines von Gefühl und Einbildung zum Irrwahn bethörten Menschen gewesen — „ist sie ein schönes Zeichen der Zeit“! Wenn diese und ähnliche Stellen nichts weiter sagen wollen, als: auch ein guter Mensch kann unter gegebenen Umständen aus Begeisterung für eine Idee zum Verbrecher werden, wenn Vernunft und Verstand (bei hundert Andern hindern dies freilich Furcht und Schwäche) nicht sein Gefühl und seine Einbildungskraft beherrschen, so waren sie doch sehr zweideutig abgefaßt. Der Staatsrath v. Hohenhorst (vorsitzendes Mitglied bei der Untersuchungscommission) gab eine „Vollst. Übersicht der gegen Sand geführten Untersuchung“ (aus den Acten gezogen, bei Cotta 1820) heraus; allein der Verkauf des Buches ward erst im Oct. 1823 gestattet. Auch erkennt man die That in ihrem Zusammenhange mit Allem, was ihr vorausgegangen, in der mit psychologischem Scharfblick und historischer Unparteilichkeit verfaßten, aus den Quellen selbst geschöpften Schrift: „Actenauszüge aus dem Untersuchungsproceß über K. L. Sand, nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben und Aug. v. Kosebue, mit 4 Brustbildern von Sand und 5 Altern“ (Mienburg und Leipz. 1821). Als Ergänzung dieser Hauptschrift lese man: „Noch 8 Beiträge zur Geschichte August v. Kosebue's und K. L. Sand's“ (Mühlhausen 1821).

K.

S a n d a l e, eine Art Fußbekleidung bei den Griechen und Römern, die wir schon im höchsten Alterthum finden. Sie bestand aus einer dicken Korksohle,

die oben und unten mit Leder überzogen und am Rande zierlich gesteppt war. Sie ließ den obern Theil des Fußes bloß und war mit gekreuzten und geschlungenen Riemen fast bis auf die Mitte des Schenkels befestigt. In der spätern Zeit ward auch mit den Sandalen ein außerordentlicher Luxus getrieben, und die vornehmen Damen hatten besondere Pantoffelträgerinnen. — Die höhern kath. Geistlichen tragen ebenfalls eine Art kostbar gestickter Socken, die man Sandalen nennt. — In der Schiffersprache heißt Sandale eine Art Fahrzeug auf dem mittelländ. Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlasten.

S a n d e m a n (Robert), ein Schüler des Joh. Glas und Ältester der zu den schottischen Dissenters gehörenden Gemeinde der Glassiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden. Er wies, nach den Grundsätzen seines Lehrers, die Sekte in ihrem Glauben auf den buchstäblichen Sinn der heil. Schrift und in ihrem Leben auf die Einfachheit der ersten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Bischöfe, Älteste und Lehrer, die Verwerfung sinnlicher Vergnügungen und der Glücksspiele, den Gebrauch des Looses, den Liebesmahle, den Bruderfuß, das Fußwaschen und den Gebrauch der Sammlungen zu einer Gemeindecasse haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen sie von dieser Sekte darin ab, daß sie sich des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Besten widmen. S. starb 1772 in England, wo seine Sekte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland. Die Anmuth und Feierlichkeit ihrer häufigen Andachtsversammlungen wird von Reisenden, die ihnen beiwohnten, sehr gerühmt. E.

S a n d i f o r t (Eduard), Professor zu Leyden, Nachfolger des berühmten Anatomen W. S. Albin, glänzt in dem nämlichen Fache mit verdientem Ruhme. Sein wichtigstes und für alle Zeiten brauchbares Werk ist s. „Beschreib. der anatomischen Sammlung zu Leyden“ („Museum anatomicum academiae Lugduno-Batavae“, Leyden 1793, Fol., 2 Bde., mit 136 großen und trefflich ausgeführten Kupfern.), die sich an Albin's „Beschreibungen des Ruysch'schen und des eignen Präparatencabinet's“ anschließt. Es ist am meisten für pathologische Anatomie wichtig, ebenso wie s. „Observationes anatomico-pathologicae“ (Leyd. 1778, 4 Bde., 4.), und die Fortsetzung derselben: „Exercitationes anatomico-academicae“ (Leyden 1783—85, 2 Bde., 4.). Alle diese Werke enthalten jedoch auch wichtige Arbeiten für die physiologische Anatomie. Außerdem gab er heraus: „Thesaurus dissertationum, programmatum aliorumque opusculorum ad omnem medicinam facientium“ (Rotterd. 1768, 1769, 4., Leyd. 1778, 4.), eine schätzbare Sammlung in 3 Bdn., mit Kupfern. 16.

S a n d r a r t (Joachim v.), geb. zu Frankf. 1606, verschaffte sich eine ausgezeichnete Bildung und widmete sich der Malerei und Kupferstecherkunst zuletzt ausschließlich. Sein Lehrer Gerh. Honthorst nahm ihn mit nach England. Hier erwarb er sich angesehenen Gönner, z. B. den Herzog von Buckingham, nach dessen Tode er nach Italien ging. Er studirte in Venedig, Bologna, Florenz und Rom die Werke der größten Meister. Auch ihm ward der Auftrag, für den König von Spanien ein großes Gemälde zu arbeiten. Dieses stellte den Tod des Seneca dar. Auch malte er in dem Hause des Marchese Giustiniani u. für den Papst Urban VIII. mehre Portraits. Für den Ersten verfertigte er auch die Zeichnungen zu dem Werke, welches dessen Statuensammlung darstellt („Galleria Giustiniana“, Rom 1631, Fol.). Darauf ging er nach Neapel und Sicilien, wo er mehre Gegenden nach der Natur zeichnete. 1635 kehrte er nach Deutschland zurück; aber die Kriegerunruhen in seinem Vaterlande bestimmten ihn von Frankfurt nach Amsterdam zu gehen, wo er ebenfalls viel Beifall erhielt. In Holland verkaufte er seine Sammlung von Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen um einen hohen Preis und begab sich auf das von seiner Frau geerbte Landgut Stuckau, dann nach Augsburg, wo er

Vieles auf Bestellung malte. Nach dem westfäl. Frieden wurde er 1649 nach Nürnberg berufen, wo er die Portraits des schwed. Königs, der Gesandten und Feldherren malte. In s. Gemälden verfolgte er die Bahn des Paul Veronese, Tizian und des Angelo Merigi. In der Kupferstecherkunst war er Merian's Schüler und verzierte durch s. Arbeiten s. und andre literarische Werke. Durch diese hat er sich am meisten berühmt gemacht; vor allen aber durch das Werk: „Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst“ (von 1675 an), verbessert von D. J. J. Volkmann (Nürnberg. 1768—75, 8 Bde., Fol., m. Kpf.); im 1. Bde. das Leben des Hrn. v. Sandrart. Auch wird S.'s Sammlung von Prospecten Roms geschätzt. Er beschloß s. thätiges Leben im J. 1688. Kochius hat ihn in dem „Frauentaschenbuch“ geschildert.

S a n d s c h a k (türkisch, ein Rosschweif), bedeutet im türk. Heere einen Unterbefehlshaber, der als Ehrenzeichen nur einen Rosschweif führt, während die Paschas 2—3 haben. In der Regel sind auch die Sandschaks Statthalter kleinerer Landesbezirke, welche nach ihnen Sandschakate (Sandschakschaften) genannt werden, und deren 3—4 ein Paschalik ausmachen.

S a n d s t e i n heißt jedes aus zusammengekitteten Sandkörnern gebildete (regenerirte) Gestein von körniger Structur im Kleinen, und Schichtenstructur im Großen. Rücksichtlich seiner Masse muß man die Substanz der Körner und jene des Cämentes oder Bindemittels, rücksichtlich seiner Textur vorzüglich die Größe der Körner und das Mengenverhältniß derselben zum Cäment berücksichtigen. Da Quarzkörner in den meisten Sandsteinen vorherrschen, so unterscheidet man nach der Beschaffenheit des Cämentes: Kiesel sandstein, Thon sandstein, Kalk sandstein u. Eisensandstein. a) Der Kiesel sandstein hat ein bald sehr vorherrschendes, bald fast ganz zurückgedrängtes quarziges Bindemittel, ist meist weiß, grau und roth, gibt am Stahle Funken und klingt unter dem Hammer. Er ist ein trefflicher, sehr häufig angewendeter Baustein. b) Der Eisensandstein wird von Quarzkörnern mit Eisenoryd als Bindemittel gebildet, hat gelbe, braune und braunrothe Farben und ist zum Theil sehr hart. c) Der Kalk sandstein besteht aus Quarzkörnern (auch Feldspath-, Thonschiefer- und andern Körnern) mit kalkigem Bindemittel; er ist weiß, grün, gelb, braun, oft weich und mürbe, erhärtet jedoch an der Luft und ist dann ein sehr brauchbarer Baustein. d) Der Thon sandstein besteht aus Quarzkörnern und thonigem Bindemittel, ist weiß, roth, grün, grau, zum Theil bunt gefleckt und gestreift, nicht selten schiefrig und meist weicher und mürber als die übrigen Sandsteine. — In geognostischer Hinsicht gehört der Sandstein zu den Flözgebirgen, und man unterscheidet folgende Hauptformationen desselben, an welche die bezeichneten Arten jedoch keineswegs gebunden sind. 1) Der rothe Sandstein findet sich in großen Massen in der Gegend von Ifeld am Harz, in Thüringen, in der Grafschaft Glas, in Böhmen, in der Rheinpfalz, in den südlichen Alpen ic. 2) Der bunte Sandstein findet sich besonders in der Umgebung des Harzes, am Niederrhein, in England ic. 3) Der Quadratsandstein, welcher vorzugsweise als Baustein benutzt wird, findet sich am Nordrande des Harzes, in Westfalen, in der sächs. Schweiz, in Böhmen, Schlesien ic. 4) Der Mergel sandstein oder die Molasse findet sich in Oberschlesien. Polen, Galizien, in der Schweiz ic. Außer diesen 4 Hauptformationen findet man auch noch bedeutende Sandsteinmassen andern Gebirgsformationen untergeordnet. Wir erwähnen von diesen nur den Kohlen sandstein, welcher ein wesentliches Glied der Steinkohlenformation und älter als der rothe Sandstein ist. Aller Sandstein enthält mehr oder weniger Versteinerungen; der älteste gewöhnlich nur Baumstämme und Pflanzenabdrücke, der jüngere auch Muscheln von Land- und Seethieren.

S a n d w i c h i n s e l n, eine Gruppe von 10 bewohnten und 2 unbewohnten

Inseln im stillen Meere (s. Südsee), zwischen 19° — 22° N. B. u. 154° — 165° W. L. von Greenw., welche Cook auf s. dritten Reise um die Welt entdeckte und nach dem Grafen Sandwich, erstem Lord der Admiralität, benannte. Auf der größten, Hauhai (Owahi), ward Cook 1779 getödtet. Diese Inseln, unter welchen jetzt Oahu (Boahoo) die am meisten besuchte ist, sind zusammen 360 □ M. groß, scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein, enthalten viele Berge (darunter auf Owahi der 16.000 F. hohe Mauna Koa, an dessen Fuße der Vulkan Kerohua mit s. 50 Kratern liegt) und Thäler mit fruchtbarem Boden. Das Klima ist dem westindischen ähnlich, nur gemäßigter. Wasser ist überflüssig vorhanden. Schweine, Hunde, aus Europa eingeführte Hausthiere, Tauben, wilde Gänse, Wasserhühner, Fische, Arumwurzeln (der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft), Yamswurzeln, Ananas, Pataten, Zuckerrohr, Brotsfrucht, Kofosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Kartoffeln, europäische Vegetabilien, Schiefer, Besteine, Marmor ic. sind die Haupterzeugnisse. Die Einw. (nach Cook 400.000), jetzt durch Trunksucht, Syphilis und Kindermord auf 150.000 gesunken, sind von der malaiischen Race, wohlgebildet und von dunklerer Farbe als die Tahiter, haben einen sanften Charakter und sind äußerst geschickt in Verfertigung von Zeuchen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Zierlichkeit und Dauer alle andre Matten übertreffen; auch machen sie Angelhaken von Perlmutterchalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach europäischer Art und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer damit versehen, welche dieses Takelwerk für dauerhafter halten als das europäische. Europäische und nordamerikanische Schiffe tauschen hier gegen europ. Waaren von den Einw. frische Lebensmittel ein. Dieser Verkehr bildet die Sandwichinsulaner schneller als andre Südseebewohner zu einem Handelsvolke um. Der 1819 verst. König Tamaahmaah, der sich alle Inseln dieser Gruppe (mit Ausnahme zweier, Atooi und Onehau) unterworfen hatte, hatte seinen Wohnsitz auf der Insel Oahu, und benutzte den Verkehr mit den nordamerikan. Seefahrern und den sich hier aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um seine Unterthanen immer mehr zu bilden. Er unterhielt über 30 bedeckte Fahrzeuge, alle von s. Schiffszimmerleuten, meistens Eingeborenen, erbaut, und besaß ein amerikan. Schiff von 200 Tonnen, welches er einem amerikan. Capitain abgekauft hatte. Er ließ es durch s. eignen Schiffszimmerleute ausbessern, zu welchem Zwecke ein eigenes Werft gebaut wurde. Er bewohnte ein auf europ. Art erbautes Haus, vor welchem 15 Kanonen standen und wo ein mit Flinten und Bayonetten versehenes Militair von ungefähr 50 M. Wache hielt. Er hatte einen beträchtlichen baaren Schatz und einen großen Vorrath an europ. Waaren, vorzüglich Kriegsbedürfnisse, die er durch Handel mit den Schiffen, welche hier beiliegen, erlangt hatte, hinterlassen. Seine Residenz war die Stadt Hanarura mit einem Hafen, welcher durch eine Sandbank gebildet wird, die ihn vor der See beschirmt, und wo die Schiffer bei jedem Wetter einlaufen können. Tamaahmaah richtete s. Verfahren nach so strengen Regeln der Gerechtigkeit ein, daß die Fremden in seinem Hafen vollkommene Sicherheit fanden. Daher legt jetzt fast jedes diesen Theil des Oceans befahrende Schiff hier an, um sich auszubessern und mit Lebensmitteln zu versorgen. Viele von den Eingeborenen werden als Zimmerleute, Bötticher, Schmiede und Schneider gebraucht, und verfertigen ihre Arbeit so vollkommen wie Europäer. Viele von ihnen haben Reisen nach China, der Nordwestküste von Amerika, den Verein. nordamerikan. Staaten und nach England unternommen. Tamaahmaah's Sohn u. Nachf., der junge König Kio Kio und die Königin der Sandwichinseln kamen 1824 nach London. Beide starben daselbst den 8. u. den 14. Juli 1824, und der Cap. Lord Byron brachte ihre Leichname nach ihrer Heimath zurück. — Seit 1820 haben Missionnaire die Einführung des Christenthums bewirkt und Schulen angelegt, auch Bücher in hawaiiischer Sprache gedruckt. S. Ellis, „Tour through Hawaii or Owhyhee“ (deutsch,

Hamburg 1827); „Mathison's „Beschreib. der Sandwichinseln“; Lord Byron's „Voy. of the Blonde to the Sandwich Islands for 1824 etc.“ (Lond. 1827, 4.), und Otto v. Kozebue's „Reise um die Welt“ (Weimar 1830, 2 Thele.).

Sandwichland, eine Gruppe von 5 größern und mehreren kleinern Inseln, an der Grenze des südl. Eismeerces (60° S. Br. und 350° D. L.), ist ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne alles Wachstum. Die Südspitze heißt das südliche Thule. Cook entdeckte diese Gruppe 1775. (S. Südpolarländer.)

Sanguinisch, **Sanguiniker**, s. Temperament.

Sanhedrin (hebräisch) oder **Synedrium** (griech.), Rathesversammlung, hieß das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden (vgl. d.), welches sie, nachdem ihre Hasmonäischen oder Makkabäischen Priesterfürsten durch die Römer verdrängt worden waren, zur Entscheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es bestand, unter dem Vorsetze des Hohenpriesters, aus 71 Weisern aus den Ständen der Priester, Ältesten und Ausleger des Gesetzes (Schriftgelehrten), die im N. Test. gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Obersten genannt werden. Außer diesem hohen Rathe, der in Jerusalem seinen Wohnsitz hatte, gab es kleinere aus denselben Ständen zusammengesetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landstädten. In Jerusalem selbst waren 2 solche Untergerichte. Durch die röm. Procuratoren ward diese Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung derjenigen Händel, welche die Beobachtung des mosaischen Gesetzes betrafen, eingeschränkt, und durfte auch in Sachen dieser Art die Todesstrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer ward sie mit dem jüdischen Staate selbst aufgelöst. — Das von Napoleon 1806 zu Paris zusammengerufene große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im franz. Reiche zu ordnen. E.

Sannazaro (Jacopo), ein ausgezeichnete Dichter d. 15. und 16. Jahrh. in Italien, und latein. Sprache, war 1468 zu Neapel geb., wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte. Seine gelehrte Bildung verdankt er der Schule des Giuniano Raggo, und hauptsächlich der Akademie des Pontano, welche damals die gelehrtesten Männer von Neapel vereinigte, und in welcher er nach italienisch-akadem. Gebrauch den Namen Azzio Sincero annahm. Die Liebe zu Carmosina Bonifacia, die er u. d. N. Harmosine und Felli besungen hat, entwickelte s. poetisches Talent. In der Hoffnung, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reiste er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch s. Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die „Arcadia“, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in Italien. Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte einschmeichelnde Poesie und eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. Seine Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und s. Söhne, Alfons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die angenehm gelegene Villa Mergellina und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Dukaten. Aber S. sollte dieses Glück nicht lange genießen. Sein Wohlthäter mußte 1501 auf sein Reich Verzicht leisten und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen. S. hielt es für einen Treubruch, sich fortan eines Besitzes zu erfreuen, dessen Geber im Unglück schmachtete. Er folgte seinem Fürsten in die Verbannung, und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, woselbst er 1533 starb. Er ward in der Kirche beigesetzt, die er auf seiner Villa erbaut und Santa-Maria del Parto benannt hatte. Außer der angeführten „Arcadia“ schrieb S. in Italien. Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet

zu sein. Die beste Ausg. dieser ital. Werke erschien 1723 in 4. zu Padua u. d. T.: „Le opere volgari del Sannazaro da varj illustrate“. Fast noch berühmter ist S. durch seine latein. Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte in 3 Büchern: „De partu virginis“, in Elegien, Eklogen und Epigrammen bestehen. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das 6 Verse enthält und von dem venetianischen Senat mit 600 Dukaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, sowie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen ihnen unter den latein. Poesien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an.

S a n s c u l o t t e (ein Mensch, der keine Weinkleider hat), war ein Spottname, den in der franz. Revolution die aristokrat. Partei der patriotischen beilegte. Es ging damit wie mit dem Spottnamen gueux in den niederländ. Unruhen unter Philipp II., aus welchem der Ehrenname Geusen gestempelt wurde. Eine Zeit lang war es nämlich in Frankreich guter Ton, für einen Sansculotten zu gelten.

S a n s k r i t : oder **S a m s k r i t :** (d. h. vollkommene), auch Deva-Nagara (d. h. göttliche) oder bramanische Sprache (weil sie von den Bramanen allein noch verstanden wird), heißt die gegenwärtig ausgestorbene Sprache der Hindu, worin außer vielen Schriften verschiedener Art die Religions- und Gesezbücher dieses Volks abgefaßt sind. Die auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen erinnert an Gibbon's Behauptung, daß Einiges, vielleicht Vieles im indischen Wissen von den Griechen der baktrisch-griech. Colonie herrühre. Über Bopp (Vf. eines Lehrgebäudes der Sanskritsprache), A. W. v. Schlegel, der das epische Gedicht Ramayana, wovon die beiden ersten Bücher schon 1806 von Carey und Marshman m. e. engl. Übers. zu Serampore erschienen waren, herausgegeben hat, u. A. s. d. Art. Oriental. Literatur. Eine Übersicht der Sanskritliteratur findet man in A. Langlois's „Monum. littéraires de l'Inde, ou mélanges de littérature sanscrit etc.“ (Paris 1827). Nach des Staateraths F. Adlung „Vers. e. Literatur der Sanskritsprache“ (Petersb. 1829) haben 170 Indier, 6 Perser, 63 Engländer, 78 Deutsche, 40 Franzosen, 8 Dänen, 3 Russen, 4 Holländer, 1 Pole und 1 Grieche (zus. 380) über das Sanskrit geschrieben. Im 28. Bde. des Leipz. „Hermes“ hat sich Rosgarten gegen Bopp über die Sanskritliteratur erklärt. (S. Indische Sprachen und Sprachenkunde.)

S a n s s o u c i, ein k. preuß. Lustschloß, auf einem Hügel vor dem brandenburger Thore von Potsdam, wo Friedr. d. Gr. sich am liebsten aufhielt, daher er auch der Weise von Sansfouci genannt wird. Das Schloß hat nur ein Stockwerk und ist klein, aber von herrlicher Bauart und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorsaale bewundert man die Säulen, die Malereien und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Man hat von dem Schlosse aus eine reizende Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit s. 6 Terrassen, deren jede 12 Stufen und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Am Fuße des Berges ist ein Lustgarten. Merkwürdig sind auch die beiden Pavillons zur Rechten und Linken, die Orang'rie und die Bildergalerie. Aus dem Lustgarten geht man in den Park, wo ein japanisches Haus zur Linken der Hauptallee steht. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke sind schöne Tempel, deren einer die kostbare k. Samml. von geschnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlassenschaften des Barons von Stosch und des Cardinals Polignac enthält. — Das neue Schloß oder der neue Palaß, welchen Friedr. d. Gr. nach dem hubertsburger Frieden erbauen ließ, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andern als Fensterrhören, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, sodas die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedr. Wilhelm II. erbaute noch das soan. Marmorpalais im neuen Garten und nahm zu demselben die Säulen einer Colonnade in Sansfouci.

Santander (S.-Andero), eine Landschaft Spaniens (Las montañas de Santander e de Burgos), an der südl. Küste der Bai von Biscaya, aus steilen Bergen und tiefen Thälern bestehend. Sie ist reich an Eisen von der besten Gattung, und in den kleinen Gebirgstädten La Cavada und Liérganis gibt es Kanongießereien und Gußstahlfabriken. Die Küste hat treffliche Häfen. Der Hauptort gl. N. (10,000 Einw.), seit 1754 Sitz eines Bischofs, hat eine nautische Schule, Schiffswerfte und den geräumigsten Hafen, der sehr gut gegen Winde geschützt und für Handelsschiffe von jeder Größe zugänglich ist; Fregatten von 40 Kanonen aber können nur mit der Flut einlaufen. S. war einer der zum freien Handel mit dem span. Amerika berechtigten Häfen, die man puertos habilitados nennt; auch hat es viel Verkehr mit dem nördl. Europa, wohin es u. a. viel Wolle ausführt.

Sappe, ein Graben, in welchem sich Truppen einem besessigten Plaze nähern und daher nicht leicht gesehen und beschossen werden können. Nach Beschaffenheit ihres Gebrauchs unterscheidet man die mit leeren und hernach erst von den Arbeitern der Laufgräben zu füllenden Schanzkörben gebaute Sappe, die flüchtige Sappe (sappe volante) und die volle Sappe (sappe pleine), wo die Sappeurs die Schanzkörbe selbst ausfüllen. Läßt man Erdmassen, die man umgehen kann, in der Sappe stehen, so nennt man sie die wendende Sappe (sappe tournante). So gibt es auch eine doppelte Sappe (sappe double), wo eine Seite von der andern gedeckt wird, und eine bedeckte Sappe (sappe converte). Diese besteht aus einem bedeckten Gange von 6 Fuß Höhe und 5—6 Fuß Breite, der von Ort zu Ort mit Blenden ausgefetzt und mit Faszinen bedeckt ist. Den Gebrauch der Sappen kannten schon die Alten bei ihren Belagerungen. — Sappeur wird ein Arbeiter genannt, der besonders darauf eingelernt ist, alle Arten von Verschanzungen zu bauen und Mauern zu unterminiren. Die Sappeurs bilden bei den meisten Heeren ein besonderes Corps, sind mit Hacken, Schaufeln und Faszinennessern versehen, und werden hauptsächlich bei Belagerungen gebraucht. Meist sind auch die eigentlichen Mineurs und Pionniers mit diesem Corps verbunden.

Sapphir oder **Korund**. Dieser Edelstein findet sich theils krystallisirt in Rhomboëdern oder in spizen 6seitigen Pyramiden, theils in Körnern; er ist farblos oder blau, roth, grün, gelb und braun, oft sehr lebhaft gefärbt, durchsichtig, glasglänzend, zuweilen mit 6strahlig sternförmigem Lichtscheine oder opalisirend. Der Bruch ist muschlig bis uneben, die Härte nach der des Diamants die höchste im Mineralreiche, das specif. Gewicht = 4. 0. Er besteht aus reiner Thonerde. Die als Edelstein brauchbaren Abänderungen finden sich im Sande einiger Flüsse Ostindiens und Ceylons, ferner zu Hohenstein in Sachsen, Bilin in Böhmen, Expailly in Frankreich. Die Steinschleifer unterscheiden nach der Farbe: den orientalischen Rubin, cochenill- und carmoisinroth; orientalischen Topas, gelb; orientalischen Amethyst, violet; orientalischen Smaragd, grün; männlichen Sapphir, rein und lebhaft blau; weiblichen S., blaßblau; Luchsapphir, schwärzlichblau; Stralsolen, die opalisirenden, und Sternsapphire, die mit sternförmigem Lichtscheine. — Am meisten werden die Rubine geschätzt, nach ihnen die rein blauen, dann die violetten, gelben und endlich die farblosen Sapphire. Sehr schöne Rubine bezahlt man oft viel theurer als farbige Diamanten von gleichem Gewichte. Auch steigt ihr Preis in einem noch raschern Verhältnisse, während schon die blauen Abänderungen im Preise jederzeit tief unter dem Diamante stehen. Durch ungleiche und zweierlei Farben, Wolken und trübe Stellen wird der Werth der Steine sehr verringert. — Man schleift die Sapphire theils als Brillanten und Rosetten, die opalisirenden und Sternsapphire en cabochon. Auch schleift man ihn zu mikroskopischen Linsengläsern aus. Die kleinen Steine endlich, sowie die trüben und mischfarbigen Varietäten werden zum Graviren, oder in Pulverform als Schmirgel zum Schleifen und Poliren andrer Edelsteine benutzt. — Für Rubine werden bisweilen

fälschlich rothe Varietäten von Spinell, Granat, Hyacinth, auch gegläthete Amethyste und Topase verkauft.

S a p p h o, eine der berühmtesten griechischen Frauen, Meisterin in der lyrischen Poesie, geb. zu Mitylene auf der Insel Lesbos, blühte um 600 v. Chr. Alcäus, ebenfalls einer der größten Lyriker und von derselben Insel geb., soll die Sängerin geliebt haben, aber s. zärtliche Liebe soll von ihr verschmäht worden sein. Der glänzende Ruhm und die allgemeine Bewunderung, die sie genoss, scheinen ihr manche Verleumdungen und selbst Verfolgung zugezogen zu haben, weswegen sie ihr Vaterland verließ. Namentlich wird ihr eine unnatürliche Liebe für ihr Geschlecht Schuld gegeben; daher der sprüchwörtliche Ausruck: Sapphische Liebe. — Sie ist nicht zu verwechseln mit der spätern aus Eressus, ebenfalls auf der Insel Lesbos gebürigen und durch den Sprung vom Leukadischen Felsen berühmt gewordenen Sappho, wie schon im Alterthume von Ovid geschehen ist. S. Welker's „Sappho von einem herrschenden Vorurtheile befreit“ (Götting. 1816). Denn da ein schöner Jüngling, Namens Phaon, ihre heisse Liebe nicht erwiderte, so trieb die Verzweiflung sie auf den leukadischen Felsen, von dem sie sich herab in das mittelländische Meer stürzte. — Die Alten legen der ältern Sappho Gedichte verschiedener Art bei, Hymnen, Oden, Elegien, Epigramme, von denen nur wenige Bruchstücke erhalten sind, die von tiefer Empfindung und feuriger Einbildungskraft zeugen und eine hohe Vollendung der Form haben. Sie soll die Erfinderin mehrer Versmaße gewesen sein, wenigstens führt noch jetzt folgendes ihren Namen, das alte und neue Dichter angenommen haben:

• • • • •
• • • • •
• • • • •
• • • • •

S. die Bearbeitung ihrer Bruchstücke, von H. Fr. Bogler (Leipzig 1810). Über die Bildnisse der Sappho s. das „Kunstbl.“, 1825, St. 4 und 5. S. „Sapphonis Mutilenaeae (139) fragmenta“ (Berlin 1827, 4.).

S a r a (**S a h a r a**, arab. die Wüste) heist vorzugsweise die größte Sandwüste der Erde, 60,000 □ M., welche sich in Afrika von der Westküste, zwischen dem Staate von Marokko und dem Senegalflusse, gegen O. durch ganz Afrika bis Ägypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erstreckt; das alte Libyen war ein Theil davon. Nur hin und wieder finden sich in diesem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inseln gleichen (s. Oase), von denen 20 bewohnt sind. Verbern und gegen den Senegal hin maurische Stämme treiben hier Handel mit Salz und Gummi.

S a r a b a n d a, ein kleines für den Tanz eingerichtetes Tonstück von ungeradem (3: oder 5:) Takt, bestehend aus 2 Theilen, deren jeder gemeinlich 8 Takte hat, von langsamer, ernster Bewegung. Sie rührt aus Spanien her, wo sie vormals mit Castagnetten getanzet wurde, aber heutzutage, sowie bei uns, außer Gebrauch ist.

S a r a c e n e n, Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den sie in Asien führen, in Europa nicht paßte.

S a r a g o s s a (span. Saragoza), von einer Colonie des Augustus Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptst. vom Königreich Aragon in Spanien, liegt in einer fruchtbaren Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über den eine steinerne 600 F. lange Brücke führt, 56 Leguas von Madrid, 56½ L. von Valencia, 18 L. von Tudela in Navarra. Vor 1808 hatte Saragossa 18 Kirchen, 40 Klöster und 4700 H., mit 55,000 E. Die Straßen sind, mit Ausnahme des Corso und einiger andern, eng, winklich und schlecht gepflastert, die Häuser alt, aber stattlich gebaut. Unter den Kirchen ist die *Quiestra Sennora del Pilar*, u. L.

F. zum Pfeiler, in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der heil. Jungfrau, das auf einer Säule von seinem Jaspis steht. Die Stadt hat einen Erzbischof, eine 1472 gestiftete Universität, eine Akademie der Künste und eine von der ökonom. Gesellschaft gestift. Ackerbau- und Handelsschule; auch einige Fabriken in Leder, Wolle, Seide. In der reich angebauten Gegend liegen einige Klöster und das alte königl. Schloß Aljuferia. Unt. rhalb der Stadt acht der aragonische Canal, das treffliche Werk des D. Ramon Pignatelli, in den Ebro. Er führt eine halbe Stunde von Saragossa vorbei, ist 26½ Leguas lang, hat 3,250,000 Livres gekostet und verbindet Navarra und Aragon mit dem Mittelmeere. Wäre er bis nach Diecaya verlängert, so würde er vom Mittelmeere bis in das Weltmeer eine gerade Wasserstraße bilden. — Saragossa hat große Berühmtheit erlangt durch den begeisterten Muth, mit welchem ihre Einw. unter Palafox (s. d.) den erfahrensten Feldherrn Napoleons in 2 Belagerungen (1808 und 1809) den entschlossensten Widerstand leisteten: ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Saguntis erinnert. Als die Franzosen im Mai 1808 Meister von Madrid waren, führte der Generallieut. Guillermi in Saragossa den Oberbefehl. Guillermi, der beim Volke keines Vertrauens genoss, ward als Staatsgefangener in das Schloß Aljuferia gebracht, und Generallieut. Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte sich das Volk am 28. Mai des Zeughauses, Mori versammelte eine Junta, das Volk aber erklärte sich sofort gegen die Franzosen und sperrte die in Saragossa anwesenden in die Citadelle. Nun ersuchte Mori den Gen. Palafox, nach Saragossa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrathe s. Sitz eingenommen, so zwang das Volk den Kriegerath, ihn zum Generalcaptain zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geschmiedet und Pulver bereitet. Span. Regimenter in Pampeluna und Madrid lösten sich auf und eilten nach Saragossa; so auch die Lehrer der Kriegsschule von Alcalá. Jetzt rückte der franz. General Lesfevre-Desnouettes gegen Saragossa vor. Er schlug am 16. Juni die Truppen, die ihm Palafox entgegenstellte. Nun verschanzten sich die Einw., und binnen 24 Stunden war die bisher offene Stadt gegen einen Ueberfall gesichert. Saragossa ward eingeschlossen. Nach mehren Angriffen erstürmten die Franzosen 2 Klöster und den Monte Terrero, die außerhalb der Stadt lagen. Der Feind stürmte hierauf, jedoch ohne Erfolg, mehre Thore. Tägl. the Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern störten s. Belagerungsarbeiten; auch erhielt die Stadt (i. 2. Aug.) eine Verstärkung. Aber an dems. Tage stog ter Pulverspeicher am Cesso in die Luft, und d. 3. Aug. nahm die Besatzung des Platzes ihren Anfang. Schon d. 4. Aug. drangen die Franzosen durch die Sturmlüden in das Kloster S. Engrocta ein, und der Häuserkrieg begann mitten in der Stadt; zugleich Plünderung, Mord und Brand. Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des Cesso; auf der entgegengesetzten fochten die Aragonier mit Erbitterung. Priester siuertin durch Gelübde und Beifall den Muth an zum Coetkan pfe. Weber pflegten die Verwundeten. Sie traten wol auch in die Reihen der Streiter. Man rief zur heil. Jungfrau vom Pfeiler. Diesem Heiligthume, das man sä üßen wollte, verdankte man die Rettung der Stadt. Der Feind konnte sich vom 4.—14. Aug. nur 4 Häuser bemächtigen. Doch die Flucht Josephs aus Madrid, der Rückzug des franz. Heeres auf Vittoria und das Anrücken der Heerschar von Valencia zum Entsätze der Stadt nöthigten den General Verdier, welcher an Lesfevre's Stelle getreten war, die Belagerung in der Nacht vom 15. Aug. aufzuheben. Die Franzosen warfen ihr schweres Geschütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk janzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Am 20. Dec. nahm die zweite noch merkwürdigere Belagerung ihren Anfang. Palafox regierte jetzt in Aragonien mit ununbeschränkter Gewalt; aber das Volk riß ihn auch oft zu blutigen Maßregeln hin. Während der Feind in Bayonne und Pam-

peluna neue Heermassen gegen Saragossa ausrüstete, fing man hier erst im Sept. (1808) an, die Stadt zu besetzen. Die Zeit war zu kurz, um neue Werke kunstmäßig anzulegen. Man schuf Klöster in Citadellen um, besserte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 F. tiefen und 21 F. breiten Graben um die Stadimauer. Zugleich versah man viele Häuser mit Schießscharten und zog in den w. Straßen Quermälle (Traversen). Jede zusammenhängende Häuserreihe w. einer Schanze. In dem Plage befanden sich überhaupt 160 Feuerschlünde in einem hinreichenden Vorrath von Salpeter bereitete man nur täglich das nö. Pulver, damit kein Speiher wieder aufflöge. Lebensmittel waren zwar für 10 W. auf 6 Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einw. und der K. jedoch trat Mangel ein, als sich, nach der Niederlage der Spanier bei Tudela (10. Nov.), die Siechhäuser der Stadt mit Verwundeten füllten und aus den zerstr. Soldaten Palafor, nebst der 15,000 M. starken Besatzung, ein Heer von beinahe 30,000 M. gebildet hatte. — Unterdessen ging das Belagerungszeug des Feindes von Tudela den Canal herab. Den 20. Dec. 1808 erschien das an 30,000 M. starke Belagerungsheer, von Monecy und Mortier geführt, vor dem Plage. Schon den 21. Dec. beschossen die Franzosen den Monte Torrero, drangen stürmend ein und zwangen die Besatzung mit Verlust sich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan auf die Batterie beim Thurne del Arzobispo in der Vorstadt unternahm, wurden abgeschlagen. Der Feind entschloß sich daher zu einem regelmäßigen Angriffe, und s. Arbeiten rückten auf 3 Punkten der Stadt näher. Daher fing schon d. 9. Jan. das Feuer aus 8 Dreschebatterien gegen S. Joseph und zugleich die Beschließung des Plazes an. Jenes Kloster stürzte bald zusammen und ward den 13. ersürmt. Nun begann der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einw. drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen. Bis zum 21. Jan. war des Feindes 3. Parallele gegen das Kloster S. Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten, in einem Ausfalle das Geschütz d. selben zu vernageln. Allein bis zum 27. Jan. hatten 50 Feuerschlünde 3 große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind eindrang; indef konnte er sich nur in den Wallöffnungen und einigen eingeschossenen Häusern behaupten. Die Aragonier thaten ihm auf allen Seiten Abbruch. Im Rücken sammelten sich bewaffnete Bauern, um seine Verbindung mit Pampeluna abzuschneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch stieg auch in der Stadt die Noth immer höher. An der Seuche starben täglich mehre hundert Personen; es fehlte an Decken und Heilmitteln, an gesunder Nahrung: so ging schnell die leichteste Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwol verwarf Palafor jede Aufforderung des Marschalls Lannes, der am 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte. Mit den Worten: „Hasta la ultima tapia!“ (bis zur letzten Lehmwand) verließ Palafor den Kriegsrath. Wer sich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte sofort auf die Anklage. — Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerke wurden erst nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Oft, wenn man von den Kellern bis unter das Dach und vom Dache bis in den Keller sich vergeblich geschlagen, sprengte endlich der eine oder der andre Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hause dreifachen Widerstand zu brechen. Den ersten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach, den dritten, um das Haus zu sprengen und die Trümmer zu besetzen. In dem unterirdischen Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an; deßhalb überzogen sie die Wände mit Theer. So konnte der Feind erst den

7. Febr. s. Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je, unter und über der Erde. Zwar behauptete sich der Feind am 12. Febr. auf den Trümmern des Klosters San-Francisco und a. Punkten; allein 2 Mal vergeblich suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bayonnet, und der Feind mußte selbst s. Bau zerstören. Endlich gelang es ihm bis zum 17. durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Aber auch hier noch, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken, kämpften selbst die Kranken mit Wuth gegen den anstürmenden Feind. Fieberkranke übernahmen die Wachtposten, wo sie saßen, bis der Anfall der Krankheit sie ergriff. In einem Hause hatte der Feind das Erdgeschos erobert; die Spanier vertheidigten den ersten Stock; eine Mine warf die Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit 12 Spaniern auf die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern begraben. — Den 18. bemächtigte sich der Feind der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. Dies entschied den Fall der Stadt. Denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer bloßgestellt. Die Franzosen waren Meister von einem Dritttheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bodens, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten 13 Kirchen oder Klöster erobert; 40 waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind 6 neue Stollen quer unter dem Cofso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 M. dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit 4 Wochen krank in einem kleinen Keller. Eine gänzliche Erschöpfung nöthigte ihn, den Oberbefehl an den General St.-Marc abzutreten. Unter dessen hatte der Feind in jedem der 6 Stollen Minen angebracht, mit 3000 Pf. Pulver gefüllt. Mit einem Schläge sollten sie am folgenden Tage springen und die Häuser auf der andern Seite des Cofso zertrümmern. Das Feuer hörte den 20. um 4 Uhr Abends auf, da man jetzt Unterhandlungen anknüpftte. Lannes verlangte unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen ehrenvollen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgesezt werden durfte. Die Abgeordneten selbst hatten es nicht gewagt, mit dieser Capitulation in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von Übergabe hören wollte. Über 54,000 Menschen, wovon der 4. Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon jedoch kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Übergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. — Die Vertheidigung dieser Stadt hat der spanische Ingenieur, Oberstlieut. Caballero, der im Plaze selbst sich befand, beschrieben; den kunstvollen Belagerungskrieg der Franzosen aber der General Rognat, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoste beim Geniewesen getreten war. Der Hieronymus P. Ramon Balbidares hat diese Vertheidigung in einer Epöpe, „Iberiade“ (2. Aufl., 1826), besungen.

S a r b i e w s k i (Matthäus Kasimir), Sarbivius, aus Sarbiewo in der Wojwodsch. Plozk, geb. 1595, Jesuit und kön. Hofpred. zu Warschau, st. 1640, berühmt als ein geistvoller Lyriker und Epigrammatist in lat. Sprache. Seine „Poemata“ gab Leisner (Wresl. 1753), dann Rathsmann lat. u. deutsch (Wresl. 1800) heraus. Über s. Leben und s. Schriften schrieb Langbein (Dresden 1754, 4.).

S a r d a n a p a l oder Sinoskonkoloros (der biblische Esar-Haddon?), Ieserter König von Assyrien, dessen Name weibische Weichlichkeit und Uppigkeit sprüchwörtlich bezeichnet. Er soll ein Fürst von großer Macht und großem Reichthum gewesen sein, der, nach der Inschrift auf seinem Grabmale, die Städte Tarsus und Anchiale in einem Tage erbaute. In sinnlichen Genuß versunken, soll er in Wei-

berkleidern unter f. Weischläferinnen unthätig gelebt haben. Dadurch erregte er das Mißvergnügen f. Unterthanen. Arbaces, ein medischer Satrap, und Belesis, ein babylonischer Priester, brachten ein Heer gegen ihn zusammen. S. zog ihnen entgegen und siegte in 3 Schlachten. In dem Glauben, vollkommen sicher zu sein, überließ er sich aufs Neue dem Genuße und bereitete ein großes Fest für f. siegreiches Heer. Aber Arbaces, von den Bactrianern verstärkt, überfiel Nachts f. Lager, richtete eine große Niederlage an und verfolgte die Flüchtlinge bis vor die Thore von Niniveh. Hier verteidigte sich S. 2 Jahre lang, während alle Provinzen sich wider ihn erhoben. Eine Überschwemmung des Euphrat hatte einen Theil der Stadtmauer zerstört und dadurch die längere Behauptung von Niniveh unmöglich gemacht. In dieser verzweifelten Lage zündete S. f. Palast an und verbrannte sich selbst mit allen f. Weibern, Dienern und Schätzen. Er hatte 20 J. regiert. Sein Fall wird gewöhnlich in das J. 888 v. Chr., von Volney aber in das J. 717 gesetzt.

S a r d e s, auch **S a r d i s**, die alte Hauptst. des lydischen Reichs in Kleinasien, am Fluß Paktolos, unweit des Berges Imolos. Unter den persischen Königen war sie eine prächtige Stadt; besonders lebhaft wegen der Handelsstraße aus Asien nach Europa, und als ein Hauptmarkt für den Sklavenhandel. 500 v. Ch. wurde sie von den Griechen erobert und verbrannt. Dies war mit eine Ursache des medischen Krieges. Später verwüstete sie ein schreckliches Erdbeben; der Kaiser Tiberius ließ sie wieder aufbauen. Gegenwärtig liegt an ihrer Stelle ein ärmliches Dorf, in dessen Umgebung noch jetzt ansehnliche Trümmer von der Größe des alten Sardes zeugen.

S a r d i n i e n, die alte Ichnusa oder Sandaliotis, später von den Griechen Sarde genannt, Insel im mittelländ. Meere, mit dem Titel eines Königreichs. Sie wird zu Italien gerechnet. Auf 448 □ M. zählte sie 3 Erzbisth., 8 Bisth., 10 Stifter, 3 Abteien, 39 männl., 13 weibl. Klöster, 368 Gemeinden und gegen 500,000 E. Sie ist gegen N. vom tyrhenischen, gegen S. vom afrikanischen, gegen W. vom sardin. Meere umgeben und gegen N. durch den Canal Bonifacio von Corsica getrennt. Der Boden ist sehr fruchtbar an Öl, Getreide (sehr feinem Weizen), Wein, Feigen und a. Baumfrüchten. Fünf Salinen geben jährl. 200,000 Etr. S. hat Silber, Eisen, Blei, Marmor, Edelsteine. Der höchste Berg Genargentu, 5276 F. hoch, versorgt Cagliari mit Salz, auf welchem eine Abgabe liegt. Holz haben die Berge im Überfluß, aber wegen des Mangels an Straßen müssen die Seestädte ihr meistes Holz von Corsica kaufen. Eine Kunststraße ward erst 1804 durch die ganze Insel angelegt; seit 1821 mehre. Aus eben der Ursache hat S. auch noch keine Posten. Die Pferde, welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, sind, sowie das Hornvieh, klein, aber schnell und wohlgebaut. Eigenthümlich hat S. einhufige Schweine, den sardin. Hund, das Muffelthier u. a. Der Fischfang ist bedeutend; mit Käse wird ein starker Handel nach dem Auslande getrieben, der Handel mit Getreide aber durch große Auflagen auf die Ausfuhr gehindert. Die von e. Schweizer, Bar. v. Prunner, in Cagliari gestiftete ökonom. und Ackerbaugesellschaft, hat viel alte Vorurtheile zu bekämpfen. S. hat 12 Seehäfen. Die Ursache der geringen Bevölkerung liegt: a) In den großen Besitzungen. S. hat 376 Lehngüter, von denen die Hälfte span. Familien gehört. b) In den Vorrechten der Geistlichkeit und des Adels; Keiner des letztern Standes kann z. B. bei einem Gerichtshofe belangt werden, sondern 7 Personen f. Standes müssen den Streit entscheiden. c) In der Blutrache. Man zählte einst in einem Monate an 1000 Mordthaten! d) In der Untemperie; die ungesunde Luft hält 6 Monate an, und ist besonders in den Sumpfebenen gefährlich. Es wehen starke und gefährliche Winde; das Klima ist unbeständig. Die Sardinier sind, gleich den Corsen, unverföhnlich rachgierig, aber arbeitfam, aufgeweckt und erfinderisch. In seinem Anzuge gleicht der gemeine Sarde einem Wilden. Er trägt Kleider von gegerbtem Leder; einige hüllen sich in Schaffelle ein. Dies Königreich wird in 2 Haupttheile getheilt, Capo di Sotto (den untern

Theil) und Capo di Sopra (den obern Theil). Die Hauptst. Cagliari (s. d.) hat nach der neuesten Zählung 27,356 E. S. wurde wahrscheinlich durch pelasgische Colonien zur Zeit der Herakliden angebaut, worauf die Nurraghi (vielleicht Hirtenwohnungen aus den ältesten Zeiten), 700 an der Zahl, hinweisen. Die unverfehrten haben etwa 50 F. Höhe, an der Grundfläche einen Durchmesser von 90 F. und endigen am Gipfel mit einem eingedrücktten Kegele. Sie sind aus verschiedenen Steinarten auf Hügeln in einer Ebene erbaut und bisweilen mit einem Walle umgeben. In der Folge gehörte die Insel nach einander den Carthagern, den Römern, Vandalen, Saracenen, den Päpsten, den deutschen Kaisern, den Pisanern, den Genuesern und Spaniern; oft gab es langen und blutigen Streit um ihren Besiz. 1154 erhob Kaiser Friedrich I. die Insel zu einem Königreiche. Paps Bonifacius VIII. verschenkte S. an das königl. aragonische Haus, welches nach mehreren Hindernissen 1324 zum ruhigen Besiz kam. Darauf gab Don Pedro v. Aragonien am Osterssefe 1335 der Insel eine auf die glückliche Verbindung der öffentlichen Freiheiten mit dem Königthume gegründete Verfassung, die von den 3 Ständen (Stamenti) unterzeichnet und beschworen wurde, und die berühmte Eleonora von Arborea gab ihr 1395 die Carta di Logu (von Locus). Außer dem allgemeinen Parlamente der sardin. Cortes besaß S., wie Aragonien, eine höchste Behörde, welche gleichsam die Gerechtigkeit personificirte, das Justiciat, oder ein Organ des Rechts zwischen dem Könige und seinen Untertanen. In demselben Jahrb. erhielt die Insel ein bürgerl. und ein peinliches Gesefsbuch, das noch jezt als gemeines Recht gilt; die Constitution aber wurde von Philipp II. beseitigt. So gehörte die Insel bis 1708, da die Engländer sie für das Haus Osterreich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) ward sie dem Hause Osterreich zugesprochen, dem sie aber 1717 von dem Könige Philipp V. v. Spanien entrisfen wurde. Endlich ward Sardinien 1720 dem Herzoge v. Savoyen, als Ersaz für Sicilien, eingeräumt. Die Einw. Sardiniens wurden sehr gelind durch einen Vicekönig regiert und bei ihren alten Gebräuchen gelassen. Der Wohlstand blühte von Neuem unter der Regierung Karl Emanuels; allein unter seinem Nachfolger trat Ehrgeiz an die Stelle der Gerechtigkeit. 1793 fg. brach das öffentl. Mißvergnügen in einen Aufruhr aus, den nach 4 J. das Versprechen stillte, die alten Rechte der Stände, die 1796 förmlich anerkannt wurden, wiederherzustellen, welches jedoch noch nicht geschehen ist. 1821 ward S. in 10 Provinzen eingetheilt; 1822 wurden die Jesuiten hergestellt. Fabriken und Manufacturen fehlen fast ganz, und die Insel hat kein Schiff, um ihre Erzeugnisse selbst auszuführen. Selbst die Thun- und Korallenfischerei wird von Engländern, Franzosen, Genuesern, Sicilianern ic. getrieben; eine Abgabe für die Korallenfischerei an den König bezahlt. Die königl. Einkünfte waren ehemals so unbedeutend, daß damit nicht die öffentl. Kosten, als die Besoldungen der Beamten und des auf der Insel befindlichen Militairs (15,000 M.) besritten werden konnten. Sie betragen 1811 etwa 200,000 Thlr., wovon für die Erhaltung der königl. Familie und des Hofstaats nicht mehr als 40,000 Thlr. übrigblieben. Die Einw. sind kathol. und reden mehre Mundarten, die zum Theil ein Gemisch des Spanischen und Italienischen sind. Doch sprechen die Vornehmen ein reineres Italienisch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben noch große Besizungen auf dieser Insel. S. Alb. de la Marmora's „Voy. en Sardaigne de 1819—25, ou descript. statist., phys. et polit. de cette ile“ (Paris 1826, m. e. Atlas); des ehemal. franz. Consuls in Sardinien Mimaud „Hist. de Sardaigne etc.“ (Paris 1825, 2 Bde.), des Seecap. Smyth (Vf. des Werkes üb. Sicilien), „Present state of the Island of Sardinia“ (Lond. 1828); Pettit-Datel's „Notices sur les Nuraghes de la Sardaigne“ (Paris 1826), und des Chev. de St. Severin „Souvenirs d'un séjour en Sard.“ (Lyon 1827). Hörschelmann's „Geogr. und Stat. der J. Sard.“ (Berl. 1828) ist nach Marmora u. Mimaud. K.

Sardinische Monarchie und das Haus Savoyen. Der Ausgangspunkt dieser Monarchie ist das Alpenland Savoyen. Dieses Bruchstück zertrümmerter Staaten (des alten Königreichs Burgund, der fränkischen Monarchie, des Königr. Italien unter den Karolingern, und des Königr. Arelat) gewann s. Selbständigkeit im Anfange des 11. Jahrh. durch den Grafen Berthold, e. Abkömmling des Grafen v. St. Maurice im walliser Lande (nach A. ein Urenkel Wittekind's?), den der letzte König v. Arelat, Rudolf III., um 1016 zum Grafen über Savoyen gesetzt hatte. Er ist wahrscheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge v. Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert I. (aux blancs mains) erhielt vom Kaiser Konrad II. (1032), als Arelat an Deutschland gefallen war, die Herrschaft Chablais. Seitdem erwuchs das Land nach und nach zu einer Monarchie. Die Grafen v. Savoyen (15 nach einander) erweiterten ihr Gebiet und ihre politischen Vorrechte, theils durch Vermählungen, z. B. mit der Erbgräfin v. Susa 1050, welche einen Theil von Piemont (Susa, Nosta und Turin) dem Hause Savoyen zubrachte, theils durch ihr kluges Anschließen, im Kampfe der Guelfen und Gibellinen, an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutschen, wodurch sie neue Titel (den reichsgräfl. 1111) und Fürstenlehne, auch mit dem Reichsvicariate in der Lombardei eine gewisse Gewalt über die Reichsvasallen unter der Geistlichkeit und dem Adel erwarben, theils durch Kauf- und Tauschverträge, theils in der Folge durch eine nach Zeit und Umständen wechselnde, oft gewinnreiche Politik, die zwischen den sich bekriegenden Staaten: Frankreich, Oestreich und Spanien, hin- und herschwankte. Durch die Vermählung Herzog Ludwigs mit Anna von Lusignan, einer Tochter des Königs Janus von Cypren (1438), und durch das Testament der verwitweten Königin Charlotte von Cypren, die ihren Neffen, den Herzog Karl I. von Savoyen, 1482 zum Erben von Cypren einsetzte, erhielt das Haus Savoyen Ansprüche auf Cypren, welche Veranlassung gaben, daß die Könige von Sardinien sich späterhin auch Könige von Cypren und Jerusalem nannten, letzteres wegen der Ansprüche des Hauses Lusignan auf das Königreich Jerusalem. — In der Geschichte des Staats selbst sind 2 Zeiträume zu trennen. I. Von der ersten Befestigung desselben 1383 durch das Testament des Grafen Amadeus VI., welches die Untheilbarkeit der Länder und die Vererbung derselben nach dem Erstgeburtsrecht zu Grundgesetzen erhob, bis zur Erwerbung des Königthums und zu dem Eintritt der sardin. Monarchie 1720 in die europäische Staatenordnung, nach dem utrecht. Frieden. In dieser Zeit erwarb das Haus Savoyen u. A. die Grafschaft Nizza 1388, und Graf Amadeus VIII. erhielt 1416 vom Kaiser Sigmund den herzoglichen Titel; dagegen verlor es, unter Karl III. in den Kriegen zwischen dem Kaiser Karl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich, in der Mitte des 16. Jahrh. das walliser Land und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben; ferner das Waadtiland, welches von Bern in Besitz genommen wurde. Karls III. Sohn, der von den Franzosen aus seinen Staaten vertriebene Herzog Philibert Emanuel (st. 1580), zeichnete sich als Philipps II. von Spanien Feldherr im Kriege gegen Frankreich so aus, daß er durch den Frieden zu Chateau-Cambresis 1559 Savoyen und Piemont wiedererhielt. Unterdessen hatte sich der Protestantismus in seinen Staaten ausgebreitet. Auf Zureden des Pappstes wollte Herzog Philibert die Protestanten, unter denen sich seit alten Zeiten viele Waldenser (s. d.) befanden, mit Gewalt bekehren; allein er ward in den Gebirgen mehrmals von ihnen geschlagen (in einer Schlacht verlor er 7000 M.) und mußte ihnen endlich die freie Religionsübung einräumen. Übrigens ermunterte er den Gewerbfleiß seiner Untertanen, die vorhin träge und unthätig waren; besonders legte er durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er Festungen anlegen und baute die Citadelle von Turin. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstenthum Oneglia und durch Kauf

die Graffschaft Tenda an s. Haus. Im span. Erbfolgekriege erwarb Herzog Victor Amadeus II. ein Stück von Mailand (Alessandria, Val di Sesia u. s. w.) als Reichslehn, und das Herzogthum Montferrat, das ursprünglich (im 12. Jahrh.) ein deutsches Markgrafenthum gewesen war und schon 1631 durch Erbrecht an Piemont hätte fallen sollen. Hierzu gab ihm der utrechter Friede 1713 Sicilien mit dem Königstitel; doch mußte er 1720 für Sicilien Sardinien annehmen. — Die II. Periode, von 1720 bis jetzt, begreift 3 Zeitabschnitte. 1) Die 43jährige Regierung des als Feldherrn und Regenten gleich ausgezeichneten Königs Karl Emanuel III. (1730 — 73), welcher 1735 im wiener Frieden, als Frankreichs und Spaniens Bundesgenosse gegen Osterreich, ein zweites Stück von Mailand (Tortona und Novara) als Reichslehn, dann im osterreich. Erbfolgekriege, durch den Vertrag zu Worms 1743, noch ein drittes Stück von Mailand (Inghiera, Bigevanasco u. s. w.) ebenfalls als Reichslehn erwarb. 1762 war er Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Durch die kluge Verwaltung des Innern gelangten s. Länder zu einem großen Wohlstande, und das neue Gesetzbuch von 1770, das „Corpus Carolinum“, ist noch jetzt ein Denkmal seiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiste mit dem Papst wußte Karl Emanuel die Rechte der Staatsgewalt nach dem Concordate von 1726, bestätigt von Benedict XIV. 1742, zu behaupten, indem er alle geistliche Stellen besetzte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpfl. Bullen seiner Bestätigung unterwarf. — 2) Die unglücklichen Regierungen des Sohnes Victor Amadeus III. (st. 1796) und des Enkels des Vorigen, Karl Emanuel IV. (dankte ab 1802). Jener wurde den 25. Juli 1792 in den Bund mit Osterreich gegen Frankreich gezogen, und verlor dadurch im Sept. d. J. Savoyen und Nizza. Dieser verband sich zwar mit Frankreich den 5. April 1797 gegen Osterreich, ward aber dessenungeachtet von dem franz. Directorium, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des Adels erbitterten Volks für sich benutzte, mit Krieg überzogen und gezwungen (9. Dec. 1798), dem Besitze aller s. Staaten auf dem festen Lande zu entsagen, welche sämmtlich Frankreich einverleibt wurden. Er behielt bloß Sardinien, wohin er sich mit s. Familie begeben mußte. Den 4. Juni 1802 überließ er die Regierung s. Bruder, Victor Emanuel I., und lebte hierauf im Privatstande zu Rom, wo er 1817 Jesuit geworden und 1819 gestorben ist. Seit 1806 gehörte Piemont nebst Genua zu dem kaiserl. franz. Generalgouvernement jenseits der Alpen. — 3) Die Wiederherstellung und Vergrößerung der sardin. Monarchie durch den wiener Congress. Victor Emanuel I. kehrte d. 20. Mai 1814 in s. Residenzst. Turin zurück, da ihm die Siege der Verbündeten und der pariser Friede s. Staaten auf dem festen Lande wiedergegeben hatten. Nur halb Savoyen blieb noch bei Frankreich, ward aber ebenfalls, nebst der Souveränität über Monaco, durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815 ihm zurückgegeben, wogegen er (23. Oct. 1816) die Bezirke von Carouge und Chesne mit 12,700 E. an Genua abtrat. Außerdem fand es noch der wiener Congress seinen Berechnungen der Machtverhältnisse gemäß, den König von Sardinien als Herrn der ital. Alpenpässe zu verstärken. Eigentlich aber mochte wol England durch die Seeverbindung mit dem turiner Hofe den geneuesischen Stapel für seinen Handel gewinnen wollen. Darum ward die alte Republik Genua nicht wiederhergestellt, sondern als Herzogthum den 14. Dec. 1814 mit der sardin. Monarchie vereinigt. — Victor Emanuel hat die alte Verfassung, wo es nur möglich war, erneuert, die Jesuiten aufgenommen, den heil. Bund unterzeichnet und die strengste Censur eingeführt. 1818 erklärte er die unter der franz. Regierung gemachten Verkäufe der Domänen für unwiderruflich und wies den Ausgewanderten, welche dadurch ihre Güter verloren hatten, als Entschädigung eine Rente von 400,000 Lire an. Als Englands Bundesgenosse erlangte er durch den britischen Admiral, Lord Eymouth, einen dauerhaften Frieden mit den Barbaren. Im März 1821 fand er sich durch innere

Unruhen, welche die Besetzung des Landes von Seiten Oestreichs zur Folge hatten, veranlaßt, dem Throne zu entsagen, und hatte s. Bruder, den jetzt regier. König Karl Felix, zum Nachfolger. Ueberhaupt haben die neuesten Ereignisse seit der piemontesischen Revolution (s. d.) die politische Stellung der sardinischen Monarchie, inwiefern sie bei den Conferenzen des wiener Congresses als der Wall zwischen Frankreich und Oestreich bezeichnet wurde, in ihrer vollen Bedeutung gezeigt. Nach der Unterdrückung jener Militairrevolution durch Oestreichs Waffen, trat König Karl Felix seine Regierung mittelst einer Kundmachung (13. Oct. 1821) an, welche die Grundsätze der öffentl. Verwaltung aussprach. „Gott habe — hieß es darin — die Hirngespinnste des modernen Philosophismus zu Schande gemacht, — es würden nun die glücklichen Zeiten wiederkommen, in welchen die trügerischen und verkehrten Theorien unserer Tage verachtet, die Religion dagegen, die guten Sitten, die väterliche Zuneigung des Königs und die gehorsame Ergebenheit der Unterthanen, die einzigen Grundlagen der Glückseligkeit der Völker seien“. Die von dem sard. General della Torre mit den Gesandten v. Oestreich, Rußland und Preussen zu Novara am 14. Juli 1821 abgeschlossene Übereinkunft wegen Besetzung einer militairischen Linie in den Staaten des Königs v. Sardinien, durch ein zur Verfügung des Königs gestelltes Hülfscorps, ward vollzogen. Der sardin. Staat hatte dafür, außer den Naturleistungen, jährlich 6 Mill. Franken baar an Oestreich zu zahlen. Hierauf nahmen die Hochverrathsprocesse gegen die Urheber und Theilnehmer der Revolution ihren Anfang. Entscheidend war die Auflösung derjenigen Regimenter, welche sich für die Staatsveränderung erklärt hatten. Dagegen dauern die strengen Vorsichtsmassregeln, welche für nöthig erachtet wurden, um revolutionnaire Gesinnungen in der Wurzel zu ersticken, noch jetzt fort. Für die Universitäten Turin und Genua (wo allein die Literatur ein reges Leben zeigt, während sie auf den beiden Universitäten der Insel Sardinien, Cagliari und Sassari, zu schlummern scheint) erschien 1822 eine königl. Verordnung, welche den Studirenden insbesondere die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einschärfte und 4 Studienpräfecte anzustellen befahl, die über die religiöse und moralische Aufführung der Studenten wachen sollten. Noch strenger und ausführlicher war die Verordnung über das Disciplinar-, Unterrichts- und Aufsichtswesen der Gymnasien, Lyceen und untern Schulen. Damit stand die Wiederherstellung der Jesuiten auf der Insel Sardinien und im Herzogth. Savoyen (Febr. 1822) in Verbindung. Dieser Gesellschaft wurden nicht nur viele Privatunterrichtsanstalten, sondern auch die königl. Schulen anvertraut, und im Juli 1823 erhielt sie die oberste Leitung der wichtigen, seit einem Jahr aufgehobenen, jetzt wiederhergestellten Erziehungsanstalt, des sogen. Provinzialcollegiums, dessen Rector von ihr ernannt wird. Auch die Juden traf eine ihr Grundeigenthum beschränkende Massregel. Die bis zum 1. Jan. 1824 nicht verkauften Judengüter sollten vom Staate feilgeboten, und der Erlös den Juden eingehändigt werden. Doch ward ihnen gestattet, Staatspapiere an sich zu kaufen und ihre Häuser in den Judenquartieren der Städte zu behalten. Außerdem wurden viele, sehr nothwendige Verbesserungen in mehreren Zweigen der Staatsverwaltung wenigstens vorbereitet, u. A. ein neues Hypothekenwesen und ein neues Militairgesetzbuch. Um den vorzüglich in Genua jetzt aufblühenden Seehandel gegen die Barbaresken zu beschützen, mußte das gesammte sardin. Geschwader (2 Blockschiffe, 1 Fregatte, 1 Corvette, 2 Briggs und 3 Goeletten) im Juni 1822 aus dem Hafen von Genua auslaufen. Tunis, das schimpfliche Forderungen an die sardin. Regierung machte, ward dadurch zum Nachgeben bewegt, es kehrte aber bald zu seinem troßigen Systeme zurück. Großbritanniens Macht und Geschenke vermittelten endlich den Frieden, worauf im Juli 1825 von der sardin. Regierung 2 orient. Staatswagen mit sardin. Pferden und der nöthigen Bedienung dem Dey von Algier und dem Dey von Tunis zum Geschenk überschickt wurden. Die sardin. Handelsflagge wird jetzt auf allen Meeren

gesehen, selbst im Platastrom und an der Westküste von Süd- und Nordamerika. Es war daher der Freundschafts- und Handelsvertrag wichtig, den die sardin. Regierung mit der Pforte im Oct. 1823, durch die Vermittelung des britischen Gesandten in Konstantinopel, Lord Strangford, abschloß, wodurch die Unterthanen des Königs v. Sardinien, insbesondere die Genueser, ihre vorigen Rechte in Ansehung des Handels und der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere wiedererhielten. Seitdem soll sich Genua, dies behaupten amtliche Nachrichten, mit der sardinischen Monarchie immer mehr zu einem Ganzen vereinigt haben, obwol noch einige mächtige Familien die Unabhängigkeit der alten Republik und ihren eignen oligarchischen Einfluß zurückwünschen mögen. Mit der hergestellten Ordnung nahm der Wohlstand, und mit diesem die Bevölkerung zu. 1825 gab man die Volksmenge der sardinischen Staaten auf 4,168,417 Seelen an, worunter die Insel Sardinien aber nur 490,078 zählte. Zu der Befestigung der Ruhe trug die Bildung des neuen königl. Heeres viel bei. Dieses kam, mittelst einer der franz. ähnlich eingerichteten Conscription, 1823 zu Stande. Nun konnten die Mächte auf dem Congresse zu Verona 1822, wohin sich der König Karl Felix nebst s. Gemahlin im Nov. 1822 begeben hatte, eine Verminderung des Besatzungsheeres in Piemont schon am Ende 1822 eintreten lassen, worauf am 29. Sept. 1823 mit der Räumung von Alessandria die letzten Truppen der Schutzmacht Italiens vertragsmäßig abzogen. Weil man jedoch befürchtete, daß die geflüchteten Piemontesen u. a. Fremde, die in der benachbarten Schweiz eine Freisätte gefunden hatten und daselbst in Druckschriften ihre Ansichten verbreiteten, auf die innere Ruhe des sardin. Festlandes einen gefährlichen Einfluß erlangen und frühere Verbindungen wieder anknüpfen könnten, so bewirkte man durch Vorstellungen bei der Tagsatzung nicht allein die Entfernung der Geächteten und Verdächtigen, sondern auch eine größere Beschränkung der in der Schweiz noch vorhandenen Pressfreiheit. Auch mit Spanien wurden noch vor der feindlichen Überziehung dieses Landes 1823 durch die Franzosen alle Handelsverbindungen untersagt. In dem franz. Heere, das damals unter dem Herzog v. Angoulême bis Cadix vordrang, diente der sardin. Thronfolger, Prinz v. Carignan, welcher bisher wegen s. Betragens in der piemontesischen Revolution vom sardin. Hofe entfernt gelebt hatte, als Freiwilliger. Er bewies bei mehren Gelegenheiten so viel Tapferkeit, daß er nach s. Rückkehr aus dem Felde (3. Dec. 1823) in Paris mit Auszeichnung empfangen wurde und hierauf auch am turiner Hofe wiedererscheinen durfte. Sardinien schloß sich jedoch weniger an Frankreich, sondern immer enger an Oestreich an, sowol was seine innere Regierungspolitik betraf, als in Hinsicht auf Italiens Angelegenheiten überhaupt. Der am 10. Jan. 1824 erfolgte Tod des vom Thron 1821 freiwillig herabgestiegenen Königs Victor Emanuel war, bei dem ohnehin legitimen Besitzthum s. Nachfolgers, ein gleichgültiges Ereigniß. Zwischen Oestreich und Sardinien kam 1824 ein Vertrag über gegenseitige Freizügigkeit des Vermögens und der Erbschaften der Unterthanen beider Mächte zu Stande. Die Freundschaft, welche beide Höfe verbindet, zeigte sich auch während der Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin von Oestreich zu Mailand, wo sich die Minister der ersten europ. Mächte im Juni 1825 versammelt hatten. Der König und die Königin von Sardinien begaben sich damals nach Genua, um daselbst den König und die Königin von beiden Sicilien zu empfangen, welche von hier nach Mailand gingen. Darauf statteten die in Mailand versammelten Souveraine dem Könige v. Sardinien in Turin und in Genua einen Besuch ab. Indes hat dieser Congreß zu Mailand keine Veränderungen in der politischen Lage Italiens bezweckt. Die Politik Italiens ist auf Erhaltung und Befestigung des Bestehenden gerichtet. In dieser Hinsicht war allein auf der Insel Sardinien der alte Zustand durch Nichts gestört worden. Daß aber für die Fortdauer der Ruhe auf dem Festlande noch nicht alle Besorgniß verschwinden sei, kann man daraus schließen, daß sogar die fortschreitende Bildung des Volk's

und der Einfluß vielgelesener Schriftsteller von der sardin. Regierung gefürchtet wird. Wenigstens verbot 1825 ein königl. Edict das Lesen- und Schreiblernen Allen, die sich nicht über den Besitz von 1500 Lire, und das Studiren Dinen, die sich nicht über ebenso viel an Renten ausweisen können. Auch sollen Übersetzungen von Göthe's, Wieland's und Schiller's Schriften in den sardin. Staaten als gefährlich weggenommen worden sein. So wenig ist man hier über den eigentlichen Grund aller Revolutionen im Klaren.

Da das regierende Haus Savoyen keine männliche Erben hat, so wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die sardin. Monarchie der wiener Congreß anerkannt hat. Thomas Franz, Prinz v. Carignan, jüngerer Sohn des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel I. (s. 1630), hatte 2 Söhne. Von dem ältern stammt die noch blühende Linie Carignan (s. d.) ab. Der jüngere stiftete die Nebenlinie Savoyen-Soissons, welche 1736 mit dem großen Eugen v. Savoyen (s. d.) ausstarb. Die sardin. Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1364 □ M., mit 4,377,000 E., in 95 Städten, 285 Fl., 3441 Dörf.; darunter 300,000 Franzosen in Savoyen, 21,900 Waldenser und 3200 Juden. Sie besteht I. aus den Staaten des festen Landes, welche 1818 zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Bezirke getheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Alessandria, Novara, Aosta, Nizza und Genua. Diese begreifen: 1) das Herzogth. Savoyen; 2) das Herzogth. Piemont; 3) die Grafschaft Nizza mit dem Fürstenth. Monaco; 4) die Herzogth. Montferrat und Mailand (sardin. Antheils); 5) das Herzogth. Genoa; und enthalten zusammen 923 □ M., mit 3,700,000 E. in 2727 Gemeinden. II. Aus dem Königreich und der Insel Sardinien (s. d.) und der Insel Capraja (2½ □ M., 2000 E.). — Die Eink. betragen 21,852,000 Gldn. Die Staatsschuld schätzt man auf 60 Mill. Gldn. Die Landmacht ist 28,000 M. stark; außerdem 40,000 M. Nationalmiliz auf der Insel Sardinien. Die Seemacht: 1 Fregatte, 3 Schooner, 5 Galeeren. Der König vertheilt 3 Ritterorden: 1) O. der Verkündigung Mariens (dell' Annunziata); 2) O. des h. Moriz und Lazarus; 3) der Militairorden von Savoyen, gestiftet 1815. Außerdem gibt es noch das Kreuz der Treue. Die Macht des Königs ist erblich und uneingeschränkt. An der Spitze der Verwaltung stehen 3 Staatssecretaire. In Sardinien sind Stände vorhanden, und in Genua ist zur Einführung neuer Abgaben die Zustimmung der ständischen Collegien jedes Bezirks erforderlich. Der zahlreiche Adel ist nicht steuerfrei. Die Geistlichkeit (39 Erz- und Bisthümer, 3996 Pfarreien, 293 Manns- und 144 Nonnenklöster) ist nicht sehr reich. Die päpfl. Macht ist durch ein Concordat beschränkt. Die höhere Bildung (auf 4 Universitäten: Turin, Genua, Cagliari und Sassari, in 41 Gymnasien und 39 Seminarien, Gesellschaften für Wissenschaften und Künste ic.) ist noch sehr durch Lehr- und Presszwang gehemmt. Der Handel beschäftigte 1826 über 4000 Schiffe; am 1. Febr. 1830 wurden alle Zoll- und Plombirungsgebühren für die Transitwaaren aufgehoben. — Vgl. Giuf. Manno's „Storia di Sardegna“ (Turin 1825, Bd. 1); Luigi Cibrario's „Notizie sopra la storia dei principi di Savoia“ (Turin 1825) und Jean Frézel's „Hist. de la maison de Savoye“ (3 Bde., Turin 1826 fg.).

Sardonyr, s. Quarz.

Sarkasmen, griech., ursprüngl. der höhnsprechende Jubel über den gefallenen Feind; im allgemein angenommenen Sinne aber beißende Spottereien, bittere Anzüglichkeiten. — Sarkastisch heißen Bitterkeiten der Art, die gleichsam durch Mark und Bein dringen; eine Person oder auch ihren Wiß nennt man sarkastisch, wenn sie gewohnt ist, sich solche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sarkophag. In der Nähe von Assor in Mysien fand sich eine Kalksteinart, die nach Vinius („Hist. natur.“, II, 96, und XXXVI, 17) die eingelegten Leichen, mit Ausnahme der Zähne, binnen 40 Tagen zerstörte und daher Sarcophagus ge-

nannt wurde. Man wählte daher diese Steinart zu Särgen, in denen die Bestatteten (sepulti) beigelegt wurden, und unrichtig ist der Name Sarkophag allen Steinsärgen geblieben, deren äußere Form zum Theil schon der Bedeutung d. N. widerspricht. Oft wurden solche Steinsärge, denen man gern die Form von Wannen oder viereckigen Kästen gab und welche der kunstliebende Sinn der alten Welt mit Bildwerken verzierte, auf die Monumente gesetzt, mit denen man die Gräber anfangs, um sie gegen Verlesung zu schützen, ausschmückte (monumentum i. q. munimentum). Mit den Zeiten der Kaiser scheint diese Sitte allgemeiner geworden zu sein, und römische Prunksucht verwandte in der spätern Periode dazu die seltensten Steinarten, wie Porphyr und Breccia. Man hatte an den granitenen und alabasternen Steinsärgen der Aegypter das Vorbild. Die Entfernung von dem Beschauer mag der erste Anlaß gewesen sein, die halb erhabenen Arbeiten daran sehr hervortreten zu lassen, damit durch den Schatten die Theile sich besser abhüben. Den Beleg zu diesen Annahmen gibt die Gräberstraße in Pompeji, wo mehre solcher Monumente sich vollständig erhalten haben. — Von der großen Menge auf uns gekommener Sarkophage — diesen Namen in der gewöhnlichen ungenauen Bedeutung genommen — sind mehre den Alterthumskennern bekannt durch die Namen, die man ihnen zugetheilt hat. So der Sarkophag des Homer in den Besborodko'schen Gärten zu Petersburg, eine Arbeit der spätern Zeiten; oder der Sarkophag des Alexander, jetzt im britischen Museum, einst in der Moschee des h. Athanasius zu Alexandria, der, von den Franzosen während ihres Feldzugs seinem Plaze entrückt, den brit. Heeren mit einer Menge alter Denkmäler zufiel; er ist aus grünlicher Breccia gearbeitet, und die engl. Archäologen haben Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgeboten, um s. Echtheit zu beweisen. Bekanntlich war es das Schicksal der Leiche Alexanders, oft ihre Stelle zu verändern: vom Tempel des Jupiter Ammon kam sie nach Memphis, später nach Alexandria; dort sahen sie Augustus und Septimius Severus (202 n. Chr.). Bei der fanatischen Wuth der Christen, die so viele Tempel zerstörten, nimmt man an, sei der Körper verschwunden, aber das Grab, als zu prächtig in einen Tempel des h. Athanasius verwandelt, habe widerstanden, der Sarkophag sei als Eisenreue gebraucht worden. Diesen Angaben scheinen freilich Chrysostomus Worte („Opera“, X, 625, ed. Montfauc.) entgegen zu sein, aber eine oriental. Tradition suchte dort die berühmte Stelle. Dieser mit Hieroglyphen über und über bedeckte wannenförmige Steinsarg ist durch Clarke („The tomb of Alexander“, Cambridge 1805, gr. 4.) genau beschrieben und abgebildet worden. 19.

S a r m a t e n, S a u r o m a t e n, hießen bei den Alten die slawischen und a. Nationen, welche die Nordländer Europas und Asiens bewohnten. Das europ. Sarmatien begriff (nach Satterer, der es jedoch wol zu weit ausdehnte) Polen von der Weichsel an, Preußen, Kurland, Liefland, Rußland und die europ. Tatarei mit der Krim, das asiatische aber das asiatische Rußland, Sibirien und die Mongolei. Die Sarmaten lebten nomadisch. Sie sollen Abkömmlinge der Meder sein, und wohnten ursprünglich in Asien zwischen Don, Wolga und Kaukasus. Sie erscheinen als Bundesgenossen des Königs Mithridates VI. von Pontus, waren schon damals diesseits des Dons ansässig und nachher zwischen dem Don und der Donau ausgebreitet. Sie waren einige Zeit den asiatischen Königen furchtbar. Unter ihnen waren merkwürdig die Jazyger und Roxolanen. Mit den Römern führten sie lange und blutige, meist unglückliche Kriege. Auch die Weiber der Sarmaten waren kriegerisch. 407 n. Chr. zog ein Theil von ihnen mit den Barbaren nach Gallien; die zurückgebliebenen bezwang Attila. Nach dem Tode desselben unterwarfen sie sich dem Kaiser Marcianus, der ihnen Wohnplätze an der Donau anwies. Hier vermischten sie sich später mit den Gothen zu Einem Volke.

S a r p i (Paolo), Pietro mit Vornamen, als Ordensbruder Fra Paolo, geb. zu Venedig 1552, erwarb sich früh, mit seltenen Talenten ausgerüstet, bewunderns-

würdige Kenntnisse und trat in s. 14. J. in den Orden der Serviten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde D. der Theologie und in s. 26. J. Provinzial s. Ordens, ferner Generalprocurator, und erwarb sich zu Rom, wo er sich aufhalten mußte, allgemeine Hochachtung. Aus Neid ward er bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt und dadurch an s. weitem Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem großen Streite mit Papp Paul V. zu ihrem Theologen und Consulenten wählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig und vertheidigte sein Vaterland mit ebenso viel Klugheit als patriotischem Eifer gegen die Angriffe des Papstes. Diesem Eifer verdankte er es aber, daß er von Banditen angegriffen und mit 15 Stichen verwundet wurde, sodas er auf der Stelle liegen blieb. Man wußte nicht, von wem die Mörder gedungen waren. S. meinte, daß dieses Styl des römischen Hofes sei (in stylo romanae curiae). Ein zu diesem Anfall gebrauchtes Mordinstrument ward in der Kirche der Serviten zu den Füßen eines Christusbildes aufgehängt mit der Inschrift: „Deo filio liberatori“. Noch ein Mal versuchten es Mönche, ihn Nachts in s. Schlafzimmer, wo zu sie sich Nachschlüssel verschafft hatten, umzubringen; doch ward dies Vorhaben zufällig entdeckt und durch die Briefschaften, deren man sich bemächtigte, außer Zweifel gesetzt. Noch mehrmals machte man Angriffe auf sein Leben, aber der Cardinal Bellarmino, welcher ihn, ungeachtet verschiedener Ansichten, hochachtete, warnte ihn, auf seiner Hut zu sein. Um sich gegen fernere Angriffe zu sichern, hielt er sich von jetzt an eingezogen in seinem Kloster und starb 1623. — Er war einer der edelsten und wahrheitsliebendsten Männer s. Zeit und Kirche und einer der würdigsten historischen Schriftsteller Italiens. Vor ihm hatte Niemand und nach ihm haben wenige Theologen seiner Partei Papstthum und kath. Kirche genauer unterscheiden gelehrt, wider die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthändel, wider die Unfehlbarkeit der Päpste, wider blinden Glauben und Jesuitismus freimüthiger geistert, genauer die Bestimmung und die Mißbräuche der Kircheneinkünfte („Trattato dello materie beneficiale“, auch deutsch Nürnberg. 1786), oder die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Gewalt besser entwickelt als er. Er war ein Feind aller Sectirerei und fällt die günstigsten Urtheile über Luther und die deutsche Kirchenverbesserung. Sein Hauptwerk, die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung („istoria del Concilio Tridentino“) kam zuerst zu London 1619 unter dem edicteten Namen „Pietro Soave Pobano“ heraus, erlebte viele Aufl. und ward auch ins Deutsche von Rambach übersetzt. Unter s. übrigen Werken sind s. Briefe vorzüglich lehrreich und anziehend. Auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik besas er große Kenntnisse. Die erste vollständige Ausg. seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig in 6 Bdn., 12.

Sarter, Sarter, heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der schriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre besondern Sarter, und ein erfahrener Seemann erkennt jedes Schiff schon an seinem Sarter, welche Flagge es auch führen sollte.

Sarti (Giuseppe), Tonsezer, geb. zu Faenza 1729, ward 1756 Hofcapellmeister zu Kopenhagen und zugleich Musik- und Gesangmeister der jungen Fürsten. Er componirte hier einige Opern, fand jedoch damit nicht sonderlichen Beifall. 1768 ging er nach England. Einige Zeit darauf ward er Capellmeister des Conservatorio della pietà zu Venedig. Von diesem Zeitpunkte fangt sein großer Ruf in Italien an. Man pries s. Compositionen als himmlische Musik. Alle Theater gaben ihm Aufträge. 1782 ward er zum Capellmeister am Dom zu Mailand ernannt. Unter s. Opern hat „Gialio Sabino“ das größte Aufsehen gemacht, welche er 1781 für das Theater von Venedig componirt hatte, und welche 1784 zu Wien gedruckt wurde. Aber eben diese Oper bewies den wahren Kennern, daß S. bei einer schwachen und mangelhaften Harmonie die einzige Kunst besitze, dem Sänger eine leichte

und anmuthige Melodie zu liefern. Sein Ruf verbreitete sich indeß auch durch a. Opern, wie die „*Gelosie villone*“, bis in den Norden. Die russ. Kaiserin berief ihn nach Petersburg, um hier 3 Jahre der Capell-vorzusehen. Er kam 1785 dort an und debutirte mit einer Charfreitagamusik und einigen Walzen, die von 66 Sängern und 100 russ. Hörnern, außer den gewöhnlichen Saiten- und Blasinstrumenten, ausgeführt wurden. Da er dessenungeachtet die Musik noch nicht rauschend genug gefunden, fügte er bei einem Te Deum, welches er bei der Einnahme von Oczakow aufführen ließ, noch Kanonenschüsse hinzu. Die Kanonen, von verschiedenem Caliber, in dem Schloßhofe aufgeföhren, machten, indem sie zu manchen Stellen den Bass spielten, eine gar seltsame Wirkung. Nach der Aufführung s. „*Armide*“ 1786 beschenkte ihn die Kaiserin mit einer goldenen Dose und einem Demantring. Bei mehren gegen ihn durch die Sängerin Todi angesponnenen Cabalen von Potemkin in Schutz genommen, errichtete er auf einem ihm von demselben geschenkten Dorfe eine Singschule, ward aber 1793 in Petersburg wieder als Capellmeister angestellt. Die Kaiserin ernannte ihn zum Director des Conservatoriums von Katharinoslow mit einem Gehalte von 35,000 Rubel und freier Wohnung, bewilligte ihm 15,000 Rubel für die Reisekosten und erhob ihn in den russ. Adel vom ersten Rang. Auf einer Reise in s. Vaterland starb er den 28. Juli 1802 zu Berlin im 74. J. Die Hochachtung, die er als Componist im Auslande, wie auch in s. Vaterlande genossen hat und genießt, scheint ihm in minderm Grade in Deutschland zu Theil geworden zu sein, wo von s. Opern nur einige komische auf die Bühne gekommen sind, z. B. „*Fra i due litiganti il terzo gode*“ („Wenn Zwei mit einander streiten, gewinnt der Dritte“). Er hat aber auch im strengen Kirchenstyle mehres Gute geschrieben und eine Maschine erfunden, die Zahl der Schwingungen zu bestimmen, welche ein Ton in einer Secunde macht.

S a r t o (Andrea del) — sein eigentlicher Name ist Andrea Bannucchi —, ein berühmter Maler der florentin. Schule, geb. zu Florenz 1488. Er hatte unberühmte Lehrer und bildete sich mehr selbst durch das Studium großer Vorbilder, des Leonardo und Michel Angelo, aus. Einige behaupten, es habe ihm an Feuer der Erfindungskraft gefehlt, weshalb er sich auch bei einigen s. Compositionen der damals bekannt gewordenen Blätter des Albrecht Dürer bedient habe. Mit einem andern Florentiner, Marcant. Francialigi, eröffnete er gemeinschaftlich eine Werkstatt in Florenz und arbeitete viel für s. Vaterstadt. Franz I., zu welchem durch Gemälde sein Ruf gedrungen, zog ihn mit einem ansehnlichen Gehalte 1518 nach Frankreich. Aber seine verschwenderische Frau, welche er sehr liebte, verleitete ihn zum Undank gegen diesen Fürsten. Er ging nicht nur bald wieder nach Italien zurück, sondern wendete auch bedeutende Summen, welche sein hoher Kunstgönner ihm zum Ankauf der Gemälde guter Meister in Italien hatte zustellen lassen, zu seinem und seiner Frau Bedarf und Vergnügen an. Er bereuete zwar seinen Fehler, verriechte aber nicht, den König zu versöhnen. Unter Anderm malte er auch damals die schöne Opferung Abrahams, welche später in die dresdner Galerie gekommen ist. Von s. Meisterhaftigkeit in der Nachahmung erzählt man, daß er Rafael's Portrait des Pappstes Leo X. so täuschend nachgeahmt habe, daß es selbst von Giulio Romano, der an den Gewändern mitgearbeitet hatte, nicht erkannt worden sei, bis Vasari den Betrug entdeckte. Zu seinen berühmtesten und größten Werken gehört noch eine Grablegung im Palaste Pitti, und der todte Heiland mit Maria und den Heiligen in der großherzogl. Galerie, ferner eine schöne Madonna in der Kirche Annunziata, genannt Madonna del sacco, sowie mehre andre zu Florenz. Eine Carità, jetzt in Basel, Tobias mit dem Engel und mehre heilige Familien, die Geschichte Josephs in 2 Gemälden, in dem pariser Museum, sind ebenfalls berühmt. Sein Nachtmahl Christi schonten die bei der Einnahme von Florenz 1529 in das Refectorium, wo er sich befand, eindringenden Soldaten, weil sie der Anblick überraschte und in Staunen

versehete. Er starb an der Pest 1530. Seine Gemälde zeigen einen guten Zeichner und Coloristen, seine Compositionen sind anmuthig und haben eine gefällige Rundung; auch drapirt er sehr gut. Zuweilen wirkt er zu sehr nach Effect hin. Sein Schüler war Giac. de Pantormo.

Cassoferato, von seinem Geburtsorte gewöhnlich so genannt, eigentlich Giambattista Salvi, geb. 1605. Er lernte die Elemente der Malerei von s. Vater Tarquinio; später bildete er sich in Rom unter Domenichino, Guido und Albani. Seine Werke nahmen besonders den fleißigen Charakter des Letzten an. Sie gleichen sich sehr. Er malte Madonnen mit dem Kinde, letzteres größtentheils schlafend, die Mutter es mit einem Schleier bedeckend oder den Schleier sorgfältig aufhebend. Seine Köpfe sind sehr lieblich und ausdrucksvoll; in der Draperie des blauen Gewandes zeigt er große Kunstfertigkeit. Größtentheils malte er in halben Figuren. Von seiner Mater dolorosa hat Fols einen sehr schönen Kupferstich geliefert.

Satelliten, astron. so viel als Trabanten (s. d.), auch Monde oder Nebenplaneten; doch hat dieses Wort, wenn von Menschen die Rede ist, einen schlechten Nebenbegriff, der bei Trabanten nicht stattfindet.

Satrapen hießen die Statthalter der einzelnen Provinzen des persischen Reichs; die Statthalterschaften Satrapien. — Die Neuern bedienen sich des Wortes Satrapen im Allgemeinen zu Bezeichnung angesehener Beamten, die das Volk oder ihre Untergebenen drücken: Tyrannenknechte.

Sattelhöfe nennt man gewisse Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauergütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niederfachsen vor und sind meist alle zins- und steuerfreie Güter; Überbleibsel ehemaliger größerer Besitzungen mit verschiedenen Rechten und ohne Hinterrassen und Gutsherrlichkeit, zuweilen auch steuerfrei, gewöhnlich amtsfähig. Man nennt sie auch sattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrscheinlichsten Meinung von dem lat. Sedes (Sitz oder Wohnsitz eines Adligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden ist.

Sättigung ist derjenige Zustand, in welchem durch die Aufnahme der Speise das Verlangen des Magens danach befriedigt ist. — Chemisch aber tritt Sättigung zwischen 2 Körpern, die gegenseitig auf einander wirken, dann ein, wenn sie sich gegenseitig so verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Wasser aufgelöst, doch hat diese Auflösung ihre Grenze; diese Grenze, wo das Wasser nicht mehr wirkt, bestimmt die Sättigung. Jetzt ist ein Product mit neuen Eigenschaften entstanden, das Wasser ist specifisch schwerer geworden, hat einen andern Geschmack angenommen, das Salz dagegen hat durch die Vereinigung seine feste Form verloren. So gibt ferner eine Säure mit einem Alkali gesättigt ein Salz, welches weder saure Eigenschaften noch alkalische mehr zeigt, sondern neue, d. i. neutrale, angenommen hat. Insofern ist Neutralisiren (s. d.) mit Sättigung einerlei.

Saturnus, ursprünglich eine alt-italische Gottheit, welche späterhin zum griech. Kronos umgedeutet wurde. Uranus und Gaa hatten die 6 Titanen erzeugt. Der Jüngste dieser Titanen war Kronos (die Zeit), welcher, als Uranus s. Kinder einkerkerete, von der zürnenden Mutter zur Rache deshalb aufgefodert, mit scharfer Hippe, wie Hesiod sagt, die Scham des Vaters hinwegwähete, worauf derselbe der Herrschaft entsetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten, und die Herrschaft in des Kronos Hände kam. Dieser vermählte sich mit Rhea, die ihm mehre Söhne und Töchter gebar. Aber da er wol wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorstehe, verschlang er die ihm geborenen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea sich auf Kreta verbarg, wo Gaa ihn aufzuziehen verhiß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er statt des

neugeborenen Knaben verschlang. Auf ein von der Gha und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er sowol diesen Stein als alle verschluckte Kinder wieder von sich, mit deren Beistande nun Zeus ihn und die Titanen bekriegte und nach 10jährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde sammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem spätere Dichter ihnen Erlösung gaben; Zeus aber erkannte, nach Pindar, den Kronos als Beherrscher des seligen Eilandes im westlichen Ocean an. Das unbekannte Hesperien galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrscht haben. Als man später dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldene Zeitalter nach Italien verlegt. Kronos mit Saturnus vermischend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entsetzt und vor s. Sohne fliehend, Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt und sich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrschaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitolinischen, ehemals saturnischen Berge die Stadt Saturnia. Auf dem Forum in Rom stand sein Tempel, in welchem man den öffentlichen Schatz verwahrte. Die saturnische Zeit ist als das goldene Alter unvergesslich geblieben und von den Dichtern wetteifernd gepriesen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin, und jeder Augenblick bot eine Fülle heitern ungetrübten Lebensgenusses und reiner unverbitterter Freuden dar. Er wird auch zum Vater des Centauren Chiron gemacht.

Saturnalien, ein Fest bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturn's Welt Herrschaft, wo unter dem Menschengeschlechte Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüdereten, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur 1, dann 3, dann 5 und unter den Cäsaren 7 Tage, vom 17.—23. Dec. Das Fest begann, sobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße von Saturns Bildsäule umschlang, abgenommen war. Es hob damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Die Sklaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut und gingen im purpurbesetzten Rock und der weißen Toga. Herren und Sklaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmauften, wurden sie von dem Herrn und s. Wästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerlicher Strafen unterwerfen mußten. Ueberall herrschten Scherz und Freiheit, und die Geschäfte feierten. In den letztern Tagen, die in späterer Zeit hinzukamen, sandte man einander Geschenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen diese Tage auch Sigillarien hießen, und begrüßte sich mit dem Zuruf: „Io Saturnalia! Bona Saturnalia!“ Einige Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, die ihre Fesseln dem Saturn weiheten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn (*satyroi, τιτυροι*), wie unter dem der Silenen, Faunen und Panen, stellt die griech. Mythologie eine Art von Wesen auf, die sich mehr oder weniger der thierischen Natur, besonders der Ziegengestalt, nähern. Sie waren ursprünglich peloponnesische Waldgötter. Ihre weitere Ausbildung verdanken sie dem attischen Drama, besonders dem satyrischen. Der frühere Grieche dachte sie spitzohrig, glasig, mit kleinen Hervorragungen hinter den Ohren, die spätern Künstler näherten sie durch Hörner und Bocksfüße den Panen. (S. Boß's „Mythol. Briefe“, Bd. 2, S. 30.) In den Abbildungen sieht man daher bei einigen mehr Thierisches: Geisfüße, Schwanz, gespitzte Ohren und Hörner; andre behalten die menschliche Gestalt und verrathen das Thierische bloß durch die Geisohren und den Schwanz, wozu noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt sich das Thierische aus im ganzen Gesicht, in den Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halse. Ein andermal geht das Thierische in eine bloß bäuerische, rohe und plumpe Menschengestalt über, woraus aber die Künstler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der länd-

lichen Natur zu schaffen wußten. Gewöhnlich setzt man den Unterschied zwischen Faunen und Satyrn so fest, daß jene bloß mit spitzen Ohren und kleinen Schwänzen, diese hingegen mit Geisfüßen erscheinen; Silenen aber seien alte Faunen. Dies ist aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. — Das ganze Geschlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachsen aus verschiedenen Ideen. Dem Bacchus sind die Satyrn und Silenen stets als Gefolge beigegeben, in welcher Bedeutung, ist nicht mehr zu bestimmen, wie denn der Ursprung der Vorstellung von ihnen sich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entstand sie aus der Bekleidung der Menschen mit Thierfüßen; vielleicht sollte das Bild nur symbolisch sein und die rohe, wilde Menschennatur vorstellen. Als Altern der Satyrn werden Mercur und die Nymphe Iphime, von Andern Bacchus und die Najade Niäa genannt. Sie waren wollüstig und liebten die Musik. Bei den Bacchusfesten erschienen sie immer musicirend und tanzend.

Satyr, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch satyrischer Mensch, satyr. Laune, satyr. Vilder); im engern und eigentlichen Sinne ein Gedicht, das in einem launigen oder ernstern Tone die Fehler und Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite darstellt oder mit der Weisheit des Spottes verfolgt. Diese Dichtungsart hat ihren Ursprung bei den Römern; der Name Satyre ist von dem lat. Worte satur (keineswegs von Satyr) abzuleiten und bezieht sich zunächst auf die Mischung der Gegenstände und Verhältnisse, die in den frühern Werken dieser Gattung stattfand. Die Satyre, als besondere Dichtungsart, gehört der didaktischen Gattung an; es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen gesagt worden ist. Gewöhnlich unterscheidet man eine ernsthafte oder strafende, und muntere oder lachende Gattung der Satyre. Jene greift unwahre oder unsittliche Richtungen und Bestrebungen der Menschen an, zeigt sie in ihrer verderblichen und hassenswerthen Gestalt und bestraft sie mit Ernst und Nachdruck. Diese hingegen stellt das Falsche und Thörichte in menschlichen Handlungen unter der Form des Lächerlichen mit Witz und Laune dar. Vornehmlich sind diejenigen Laster und Thorheiten ein Gegenstand der Satyre, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter herrschend geworden sind; denn eigentlich soll sie mehr wider die Sache als wider die Person gerichtet sein. Daraus ergibt sich als vornehmste Eigenschaft, die dem satyrischen Dichter nöthig ist, Scharfsichtigkeit in der Beobachtung menschlicher Laster und Thorheiten, mithin genaue Kenntniß des Menschen und der Sitten; nächstdem lebhaftes Gefühl Dessen, was er schildert, bestraft und belacht, um es in seiner ganzen Verwerflichkeit oder Unschicklichkeit einzusehen und darzustellen; eigenthümliche satyrische Laune, wozu die Grundlage selbst in jenem höhern Grade des Scharfsinns und lebhaftern Gefühls zu suchen und mit treffendem Witz der Gedanken und des Ausdrucks zu verbinden ist. Der Sadel und die Züchtigung menschlicher Fehler und Thorheiten in schildernder Form, den man im Allgemeinen das Satyrische nennt, läßt sich aber nicht bloß in einem besondern Gedicht, sondern auch in einzelnen Theilen und Wendungen desselben oft als eingestreute Würze anbringen. — In Form und Einkleidung erlaubt das Satyrische in der Poesie große Mannigfaltigkeit. Es läßt sich in Briefen, Erzählungen, Gesprächen, Schauspielen (wie bei Aristophanes), Liedern, Epodien, Fabeln ic. anbringen. Die gewöhnlichste Form der Satyre aber ist die der selbständigen didaktischen Satyre, in welcher jedoch die Lehren nicht unmittelbar Zweck der Darstellung sind. — Zur Versart der Satyre wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünfßigen Jambus, und lektorn entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. — Die eigentliche didaktische Satyre entstand erst bei den Römern, und ihr

Urheber war Lucil; mehr Ausbildung gaben nachher Horaz der muntern, die er als launigen Discurs Sermones nannte, Juvenal und Persius der ernsthaften Gattung. (Über die römische Satyre haben Vulpinus, König und Casaubonus geschrieben. Ein vortrefl. Aufsatz über dieselbe, von W. Bachsmuth, findet sich in dessen „Mithnäum“, 1. Bd., 2. Heft.) Von den Neuern nennen wir bei den Italienern Ariosto, Mamanni, Salvator Rosa, Manzini, Dotti, Gasparo Gozzi, Alfieri; bei den Spaniern Cervantes, Quevedo und Saavedra; bei den Franzosen Regnier, Voileau und Voltaire; bei den Engländern Donne, Rochester, Pope, Swift, Young, Churchill, Johnson und Peter Pindar (Wolcott); bei den Polen Krasiczky; und bei den Deutschen Seb. Brand, Wurner, Ulr. Hutten, Fischart, Nollenhagen, Kochel, Caniz, Liefow, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stolberg, Kästner, Pfeffel, Lichtenberg, Falk, Wieland, Tieck, Wegel, Weisser, Haug ic. Die Griechen hatten die eigentliche Satyre nicht; das Gedicht des Archilochus, sowie des Simonides, war mehr ein Schmähdgedicht, und die Sillen hatten zwar wahrst. einlich eine didaktische Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. — Ganz verschieden von der Satyre aber war das Drama satyriken, Satyrenspiel, der Griechen, von Pratinas erfunden, eine Mischung tragischer, wenigstens heroischer Handlung mit dem Komischen. Diese Dramen dienten zu Nach- und Zwischenspielen und hatten einen niedrig-komischen Charakter. Wir besitzen von ihnen noch den einzigen Cyclops des Euripides. Vgl. Eichstädt, „De dramate Graecorum comico-satyrico etc.“ und Hermann und Pinzger über denselben Gegenstand (Berl. 1822).

Satz bezeichnet in der Grammatik und Stylistik eine Verbindung von Worten, welche für sich einen Sinn gibt. Logisch betrachtet, ist der Satz ein ausgedrücktes (einfaches oder zusammengesetztes) Urtheil. — In der Musik bezeichnet Satz theils eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, theils ein Musikstück, welches einen untergeordneten Theil eines größern Musikstücks ausmacht, theils die harmonische Ausarbeitung eines Tonstücks und die Kunst derselben (Satzkunst); endlich auch die Formen der harmonischen Ausarbeitung, z. B. zweistimmiger, dreistimmiger, vierstimmiger Satz.

Sauerbrunnen oder **Säuerlinge** heißen diejenigen Mineralwasser, die neben andern salzigen Bestandtheilen das kohlen-saure Gas (fire Luft, Luftsaure) zum vorherrschenden Bestandtheile haben. Sie zeigen einen kühlenden, prickelnden Geschmack, perlen beim Eingießen und schäumen gleich dem Champagnerweine, wenn man ihnen Zucker und Wein zusetzt, weil dadurch das in ihnen enthaltene Gas entweicht. Die bekanntesten deutschen Brunnen dieser Art finden sich zu Selters und Faching im Nassauischen, zu Bilin und Eger in Böhmen, und zu Weiskau in der Grafschaft Holzappel.

Sauerkleesalz (sal acetosellae, sal oxalis) ist ein weißes, krystallinisches Salz vegetabilischen Ursprungs (fälschlich zuweilen Bitterkleesalz genannt), welches aus Sauerkleesäure (Zuckersäure) und Potaschenalkali so zusammengesetzt ist, daß die Säure Überschuss und das Salz daher saure Eigenschaften zeigt. Viele Gäfte saurer Pflanzen enthalten es schon zubereitet, dahin gehören vorzüglich alle Arten des Sauerklees (oxalis) und einige des Ampfers (rumex). Um es zu bereiten, wird der ausgepreßte Saft abgedampft, mit Eiweiß geklärt und zur Krystallisation befördert, die man durch Zusatz von Weingeist beschleunigt. Die Schweiz liefert das meiste und beste Salz dieser Art zum Handel. Seine Anwendung findet es bei vielen Farben- und Druckerbeizen, wie bei der Reservoage-Beize zum Cattundruck, wenn der ausgefarbte Grund des Zeuges wieder farbenlos werden soll. Bekannt ist sein Gebrauch zum Vertilgen der Rostflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenlosigkeit der entstandenen Eisenverbindung beruht. Neue Erfahrungen haben bewiesen, das dieses Salz innerlich, zu 1 bis 2 Loth genommen, äußerst schädliche Wirkungen haben könne.

Säuerling, s. Sauerbrunnen.

Sauerstoff, Oxygen, ein bisher noch unzerlegter Körper, der in der Natur unter allen Formen vorkommt und einer der wichtigsten Stoffe ist. Seine einfachste Form ist die Luftform (Sauerstoffgas, Oxygengas); in selbiger ist er farblos, elastisch gleich der gemeinen Luft. (S. Gasarten.) Um ihn so darzustellen, scheidet man den Sauerstoff aus Braunsteinoryd (Graubraunsteinerz), rothem Quecksilberpräcipitat, Salpeter ic. durchs Glühen in einer Retorte, und fängt die entweichende Luft unter Wasser auf. Diese zeigt sich als das Verbrennen ungemein begünstigend, denn ein glimmender Span brennt lobernd darin auf, heißer Stahl brennt mit Funkenstrahlen, jeder andre Körper verbreitet da in 5 Mal mehr Licht als in gemeiner Luft. Ebenso beschleunigt sie das Athmen: Thiere athmen schneller, erhitzen sich darin und scheinen Wohlbehagen zu fühlen. Cimentini schlägt vor, sie gegen den Scheintod erwärmt mit einem Blasebalg in die Lungen zu treiben, und will glückliche Folgen dieses Verfahrens gesehen haben. Während des Brennens vereinigt sich der brennende Körper mit dem Sauerstoffe der Luft, und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer von sich; das Product der Verbrennung ist allezeit eine Verbindung des Verbrannten mit Sauerstoff, es sei luftförmig, flüssig oder fest. Verbrennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. B. Phosphor, in Sauerstoffluft (in einem umgestürzten Bierglase, das in einem Teller mit Wasser steht), so findet sich, daß eine gewisse Menge des Phosphors einer gewissen Menge jener Luft, die während des Brennens verschwindet und durch eindringendes Wasser ersetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verlischt. Dasselbe wird in gemeiner Luft stattfinden (nur mit dem Unterschiede, daß wegen ihres Gehalts an Stickstoffluft allezeit 78 Theile Rückstand bleiben und Alles langsamer vor sich geht) und beruht auf denselben Ursachen, weil 21 — 22 Procent Sauerstoffluft in ihr enthalten sind. Die durchs Verbrennen mit Sauerstoff entstandenen Producte sind bisweilen von neutralen Eigenschaften, wie das Wasser, welches durch Verbrennung des Wasserstoffs in Sauerstoff bereitet werden kann; viele sind offenbar sauer, wie Dünste aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andre aber sind Körper, welche in ihren Eigenschaften den Säuren gerade entgegengesetzt sind und basische Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden sich nur in bestimmten Verhältnissen mit dem Sauerstoffe, mehre aber in mehreren Stufen. Die Chemiker nennen diese Oxyde in der ersten Stufe Protoxyd, in der zweiten Deutoxyd, in der höchsten Peroxyd; es findet sich, daß die Menge des Sauerstoffs, welche den ersten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten ist und so mit jeder Stufe in bestimmter Menge wächst. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebst dem Athmen der Thiere eine ungeheure Masse Sauerstoff verzehren, so muß man sich wundern, da die Luft überall aus gleichen Verhältnissen Stickstoffluft und Sauerstoffluft besteht, wo der Ersatz dieser letztern immer herkommt. De Luc meint, aus dem Wasser. Dann müßte aber Wasserstoff und Stickstoff einerlei Grundbestandtheile haben und in einander übergehen können. Die grünen Theile der Pflanzen geben im Sonnenschein viel Sauerstoffluft her und ersetzen so den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt der Ersatz aus, ohne daß dadurch das Mischungsverhältniß der Luft geändert wird. Überhaupt ist die Thierwelt durch Oxydation mit der Atmosphäre verbunden, indem sie ihr Sauerstoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlensäure umschafft; die Pflanzenwelt hängt durch Peroxydation mit der Atmosphäre zusammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Producte, wie Kohlensäure und Wasser, auf, behalten die brennbare Grundlage dieser Körper zur eignen Ernährung und entlassen den Sauerstoff im Sonnenlichte luftförmig. Der Sauerstoff spielt eine Hauptrolle in Lavoisier's (s. d.) antiphlogistischem Systeme (vgl. Chemie) und begründet, mittelst s. Einführung in die Erklärung der Erscheinungen,

den Charakteristischen Unterschied desselben von der Ältern Stahl'schen (s. *Stahl*) oder phlogistischen Ansicht. M. s. darüber Girtanner's „Anfangsgr. der antiphlogistischen Chemie“ (Berl. 1792); gleichwie über das oben erwähnte Verhältniß zwischen Vegetation und Desoxydation v. Humboldt's „Aphorismen aus d. Chem. Pflanzenphysiologie“ (a. d. Lat. v. Fischer, Lpz. 1794). F.

Säugethiere (mammalia) machen die 1. Classe des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit 2 Kammern, 2 Ohren und rothes warmes Blut. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut besteht, die Wasserthiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge und Ordnung verschieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und reichlicher als denen der wärmern zugetheilt sind. Man sieht diese Haare borstig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelschweine, in Schuppen beim Panzertiere, in Schilder beim Gürteltiere. Ebenso setzen sie sich bei den meisten in den Schwanz fort. Das Eichhorn hat einen langbehaarten, auseinanderstehenden Schwanz, der Löwe hat ihn büschelförmig behaart, das Pferd zopfförmig, sehr kurz zeigt er sich beim Hasen und Maulwurf, länger schon bei Ratten und Hunden; die Meerlaxen können ihn sogar gleich einer fünften Hand gebrauchen; wenigen Affen, einigen Nagethieren und den Menschen fehlt er ganz. Bei vielen Säugethiern ist das Gesicht mit Warzen besetzt, bei andern trägt das Kinn einen Bart, beim Kameele ist die Brust, beim Pferde sind die Füße mit hornartigen Auswüchsen besetzt. Die Wasseräugethiere haben statt der Hinterfüße, auch bisweilen statt der Vorderfüße Flossen; die Landäugethiere besitzen dagegen durchgängig 4 Füße, welche ihnen den auszeichnenden Namen der vierfüßigen geben. Die Enden dieser Füße sind mannigfaltig gestaltet, bei allen findet eine hand- oder fußförmige Ausbreitung oder eine Zertheilung in Finger oder Zehen statt. Diese Finger oder Zehen sind bei einigen mit unbeweglichen Nägeln besetzt, die ihren Spitzen Festigkeit geben; oder mit beweglichen scharfen Krallen (bei den reisenden) zur Verteidigung, zum Festhalten ihres Raubes oder zum Wühlen; die schwimmenden Säugethiere haben diese Zehen mit Schwimmhaut verbunden; bei den Lafttieren ist der Fuß mit Klauen besetzt, die einem Schube gleich die Zehen einhüllen und schützen. Krallen, Klauen, Hörner an der Stirn und Zähne dienen ihnen zu Waffen; letztere insbesondere zu Fresswerkzeugen. Von zahnlosen Säugethiern kennt man die Geschlechter der Ameisenbären und Panzertiere. Die äußern Sinnwerkzeuge sind in den Säugethiern, und vor allen in dem Menschen, fünflich, für Gehör, Geruch, Gesicht, Geschmack und Tasten sehr vollkommen ausgebildet. Die Werkzeuge sener 4 erstern tragen sie am Kopfe, der Tastsinn hingegen ist unter der ganzen Oberhaut mehr oder weniger stark verbreitet. Ihre äußern Ohren sind von verschiedener Gestalt, der innere Bau ist besonders bald nur für hohe Töne und weit herkommenden Schall sehr empfindlich, nachdem sie wehrlos sich durch Flucht nur retten können, bald vorzugsweise für tiefe und nahe Töne eingerichtet, wenn ihr Gehör ihnen zum Weiter ihres Raubes gegeben ist, und sie selbst bewaffnet keinen Feind in der Nähe fürchten. Ihre Augen haben bewegliche Pupillen und Augenlider; die Pupillen sind bei den am Tage geschäftigen rundlich, bei den in der Nacht sehenden bestehen sie in einer horizontalen oder verticalen Spalte. Die Nase als Geruchswerkzeug steht über dem Munde und ihm als Wegweiser zugegeben, oft kürzer als die Oberlippe, oder über diese hervorstehend, bisweilen gespalten oder, wie beim Elefanten, in einen Rüssel verlängert. Die Zunge für den Geschmackssinn liegt in der Unterkinnlade und hinter der gewölbten oder gespaltenen Oberlippe. Sie ist mit Geschmackswarzen besetzt, die beim Hunde zahnförmig, bei der Katze stachelartig hervorstehen, sie selbst ist meist einfach und breit, doch auch walzenförmig (beim Ameisenbär), oder gespalten (beim Seehund). Die Säugethiere gebären lebendige Junge und saugen sie mit Milch an ihren Brüsten. Diese Organe kommen ihnen ausschließlich zu, sind (den Hengst ausgenommen) bei Männ-

chen und Weibchen zu finden und gleichzählig in solcher Menge, daß gewöhnlich für jedes Junge 2 vorhanden sind. Der Mensch, die Affen und der Wallfisch tragen sie an der Brust, der Seehund am Bauche, die Lasterthiere an den Leisten, mehre Nagethiere am Bauche und der Brust zugleich, und das Schwein längs des Leibes. Die wenigsten leben paarweis, wie das Lemur, der Igel, die Fledermaus, die Affen; die meisten begatten sich mit jedem Weibchen ihrer Art, das ihnen auflöst, wo dann der Mutter die Sorge und Vertheidigung der Jungen allein zur Last fällt und von ihr bis zur zweiten Niederkunft übernommen wird. Der Seehund allein hält und vertheidigt ein Harem von mehren Weibchen. Linné bringt diese Thiere in folgende Ordnungen: 1) Primates, welche den Menschen, das Lemur, den Affen und die Fledermaus umfassen; 2) Bruta, wohin der Amisenbär, das Rhinoceros, der Elefant, das Wallroß, Faultbier, Schuppen- und Gürtelthier; 3) Ferac, wozu das Geschlecht der Hunde, Bißel, Maulwürfe, Beutkratten ic.; 4) Gires, wohin die Mäuse, Hasen, Eichhörner, Viber ic.; 5) Pecora, wohin das Rind, Kameel, der Hirsch, das Schaf, die Gazellen ic.; 6) Belluae, wohin Pferde und Schweine; 7) Cetae, in welche die Wasserfingthiere, der Wallfisch, Delphin ic. gehören. Von Schreger's Säugthierwerke (4.) erschien die 12. Liefer. Erlangen 1829.

S a u g w e r k, **S a u g p u m p e n**, s. Pumpen.

S a u l, König in Israel um 1050 v. Chr. Er stammte aus einer geringen Familie des unbekanntend Stammes Benjamin, zeichnete sich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit, und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikanischen Verfassung müde war. Aber erst nach einem Siege über die Ammoniter ward er von dem ganzen Volke anerkannt. Wiederholte Siege über die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, selbst über den König Zoba jenseits des Euphrats befestigten sein Ansehen. Samuel (s. d.) aber, der nur ungern die höchste Gewalt niedergelegt hatte, behielt stets eine Partei im Volke, und als er mit Saul, wegen eines Angriffs in die Vorrechte des Priesterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalektern bezeugten Ungehorsams gegen den von ihm im Namen Gottes gegebenen Befehl zerfiel, salbte er David (s. d.) insgeheim gegen ihn zum Könige. Saul erkannte s. Gegner und haßte ihn um so mehr, als dieser sich durch die Befestigung des Philisters Volath und andre tapfere Thaten hervorthat, ihm s. Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundschaft seines Sohnes Jonathan zu gewinnen wußte. Ein bürgerlicher Krieg entstand daraus, der bis zu Sauls Tode währte, den dieser in einem unglücklichen Treffen gegen die Philister sich selbst gab.

S ä u l e, eine runde, freistehende, sich nach oben verdünnende Stütze der Baumecke. Der Ursprung der Säulen fällt in die älttesten Zeiten. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu sein, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige senkrechte Stützen vor dem Einsturz zu sichern. Man wählte dazu in Griechenland, und wo man an Holz Überfluß hatte, Baumstämme, von deren Gestalt sich unstreitig die Form der nachherigen Säule herschreibt. Da, wo man aus Mangel an Holz von Anfang an mit Steinen baute, wie in Aegypten, waren die ersten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Absatz, die erst später eine gefälligere Form erhielten. An einer Säule unterscheidet man gewöhnlich 3 Theile: den Säulenstuhl oder das Postament (s. d.), auch Piedestal, die Säule und das Gebälke. Die Säule besteht aus dem Fuße, dem Schaft und dem Knaufe oder Capitäl. Der Fuß oder die Basis enthält den ebenen Untersatz, und ein oder mehre runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Schaft ist der mittlere Theil der Säule zwischen dem Fuße und dem Knaufe. Der Knauf ist nöthwendig, die Säule oben als vollendet vorzustellen. Ohne diesen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeschnittene Stütze, kein schönes Ganzes ein, das seine bestimmten Grenzen hat. Die Säule wird nach

oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man sie senkrecht laufen zu lassen. Das Gebälk endlich besteht aus dem Haupt- oder Unterbalken (Architrav), der auf dem Capitale ruht, dem Vorten oder Fries, und dem Kranze oder Karnies. Zum Maßstab der Säulen bedient man sich gewöhnlich des halben Durchmessers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Bignola für die beiden untersten Ordnungen in 2, für die 3 höhern in 18 Theile theilt. (Vgl. Gekuppelte Säulen.)

Säulenordnung. Mit diesem Ausdrucke bezeichnet man den besondern Styl, die Anordnung der Theile der Säulen zu einem kunstvollen Ganzen. Man unterscheidet 5 Säulenordnungen: die thuscische oder toscanische, dorische, ionische, korinthische und römische; die erste und letzte sind zusammengesetzt. Das Kennzeichen der toscanischen Ordnung ist, daß sie gegen ihre Höhe einen verhältnismäßig dicken Schaft, wenige und starke Glieder hat, weshalb man sie rustica nannte. Die Säule (Schaft mit Fuß und Capital) hat nach Vitruv und Bignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capital auf jedes eins kommen. Das Gebälk hat nach Lektterm $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrav 1, der Fries $1\frac{1}{2}$, der Kranz $1\frac{1}{2}$. — Die dorische Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die Triglyphen oder Dreischlisse (Darstellung der dreisaitigen Apollosleier) im Frieße, welche die Köpfe der auf dem Architrav liegenden Balken vorstellen und 2 prismatische Vertiefungen mit 2 halben auf der Seite haben. Die Zwischenräume heißen Metopen (s. d.). Über jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreischliß treffen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Dreischlisse 1 Modul breit und $1\frac{1}{2}$ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat sein sollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwischen 2 Säulen gern in ungerader Anzahl sein zu lassen. An den vorspringenden und einwärtsgehenden Winkeln machen die Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieser Ordnung ist Großartigkeit, majestätische Schönheit, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichtum zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15. Bignola gibt ihr 16 Modul, wovon 1 der Fuß und 1 das Capital erhält. Beide sind wenig mehr geschmückt als die toscanischen. Einige geben der dorischen Säule zwar den schönen attischen Säulensfuß, jedoch unpassend. Der Kranz in dieser Ordnung ist stark vorspringend, nach Bignola 2 Modul über die Fläche des Schafts. Daher hat man der Kranzleiste zur Unterstützung die Dielenköpfe gegeben, die 1 Modul breit und $\frac{1}{2}$ Modul hoch sind und über jedem Dreischlisse sich befinden. Man erklärt sie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder besser, sie dienten bloß zur Unterstützung der starken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch schon in dieser Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahnschnitte. Unter den Triglyphen sind noch im Architrav 6 kleine ionische Körperchen, Tropfen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiste anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. — Die ionische Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit 2 Schnecken auf 2 Seiten oder ein mit 4 doppelseitigen Schnecken auf den 4 Ecken geziertes Capital. Jenes ist das Capital der Alten, welches die Neuern verschönert haben. Man hat es ganz artig mit einem gelockten Mädchenkopfe verglichen. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Bignola und andre Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beschriebene Säulensfuß ist wegen des starken Pfahls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Besser gebraucht man den attischen. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in 3 Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit schicklicher Wiltchauerarbeit geschmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Kranzleiste, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorspringenden

Theilen mit Zwischenräumen besteht. Man nennt sie Zahnschnitte (Kälberzähne). Angemessener scheint es, die Kranzleiste durch glatte Sparrenköpfe zu unterstützen, wie durch die niedrigeren Dielenköpfe in dem dorischen Kranze. Anmuth und weibliche Zierlichkeit ist der Charakter dieser Ordnung. Der attische Säulenfuß besteht aus einem Untersaße, einem Pfähle, einem Riemen, einer Einziehung, einem Riemen, einem Pfähle und einem Saume von bestimmten Verhältnissen. Der Untersaß beträgt 2½ Modul. — Das Meisterstück der Baukunst ist die korinthische Säulenordnung. Sie zieht sogleich das Auge an durch das schöne Capital, ein großes rundes Gefäß, mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebogenen Deckel, der unten mit 2 Reihen, jeder von 8 Blättern, umfaßt ist, hinter welchen 4 Stiele, jeder 2 kleinere Blätter unter den 4 größern Schnecken an den 4 Ecken und den 4 Paar kleinern unter der Mitte der Seiten sich krümmend, in die Höhe gehen lassen. Diese Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Ursprung und unterstützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitals. Die Höhe der Säule mit Capital und Fuß ist nach Vignola 20 Modul, wodurch sie ein zu dem Ganzen passendes schlankes Ansehen bekommt. Am angemessenen ist für sie der attische Fuß, dem man an den Pfählen noch einen Ring zusetzen kann. In dem Gefäße bekommen die Streifen des Architravs eine Kehlleiste am obern Rande, die an dem obersten noch mit einem Überschlage und Stabe eingefast wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiste zierlich geschweifte Sparrenköpfe und in dem untern Theile noch Zahnschnitte. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Übereinstimmung ein vollendetes Muster der architektonischen Schönheit. — Die römische Ordnung, oder die zusammengesetzte, unterscheidet sich von der korinthischen hauptsächlich in dem Capital, welches aus dem ionischen und korinthischen zusammengesetzt ist, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwischen befindlichen runden Gliedern, aus diesem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt sind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern sich unter den Schnecken hin krümmt, ist hier nicht befindlich. Doch sind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der korinthischen. Ubrigens möchte sie noch die meisten Freiheiten gestatten, daher sie am schicklichsten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel lassen will. — Der wahre Unterschied der Säulenordnung oder wohl in dem Verhältnisse der Höhe des Schaftes zu seiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierathen und den damit übereinkommenden feinem oder gröbern Gliedern der Haupttheile bestehen, sodas man die Zahl der Säulenordnungen auf 3, die dorische (von gefallender Stärke), die ionische (von zierlicher Einfachheit) und die korinthische (von geschmackvoller Pracht) zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitals kommt es nur insofern an, als diesem bei den feinem Ordnungen mehr Verzierung zukommt. — Eine sechste oder deutsche Säulenordnung ist völlig unstatthaft, denn sie unterscheidet sich von der ionischen nur durch das schlechtere Capital und einige willkürliche Veränderungen der kleinen Glieder. — Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Bestimmung desselben ab. Die toscanische Ordnung dient zu Stadthoren, Arsenälen, Leuchthürmen, Brunnen u. dgl. Die dorische Ordnung paßt besonders für gottesdienstliche Gebäude, die ionische für Lustschlösser, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenseite. Die korinthische Ordnung dient zur Verzierung fürstl. Paläste, überhaupt da, wo Zierlichkeit und Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Der Gebrauch der römischen Säule ist schon oben angegeben. Wo mehre Säulenordnungen übereinandergestellt werden, nimmt die stärkere allemal den niedrigen Platz ein. Die Axen der Säulen müssen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten so dick, als die nächst untere Säule am Knaufe ist. Man pflegt auch die

obere Säule um einen Modul der nächst untern Säule niedriger zu machen als diese. Um indeß die Einheit nicht zu verlegen, ist bei Übereinanderstellung der Säulen Alles wohl zu berücksichtigen. Eine korinthische Säulenreihe über einer toscanischen oder dorischen würde durchaus nicht passen, ebenso wenig sind 3 verschiedene Ordnungen über einander zuzulassen. Zwei oder 3 ähnliche aber erzeugen Einförmigkeit. Man wird dergleichen Übereinanderstellungen, zumal an Wohngebäuden, am besten ganz vermeiden. S. Ludw. Koch in s. „Unterricht in der Aufreißung der 5 Säulenordnungen“ (Augsb. 1779) und s. „Anwendung der 5 Säulen ic.“; besonders Weinbrenner in s. Werk über die Säulenordnungen (Tübing. 1809); L. Schöpf, „Die einzelnen Theile der Säulenordnung mit Schattenbestimmungen“ (m. Kpfen., Leipz. 1821), und des franz. Architekten Normand „Die architektonischen Ordnungen der Griechen und Römer und der neuern Baumeister“, deutsch von W. H. Jacobi (11 B. Text und 65 Kpf., Fol., Potsdam 1829).

S ä u l e n s t u h l , s. Postament.

S a u r a u (Franz, Graf v.), k. k. östr. Minister des Innern, geb. zu Wien 1760, aus einer der ältesten und edelsten Familien in Steiermark herkommend, zog als Kreiscommissair in Östreich Josephs II. besondere Aufmerksamkeit auf sich, ward von ihm, bei dem damals viel besprochenen, aber bald ganz verunglückten Gesetze der allgemeinen neuen Steuerregulirung gebraucht und schnell nach einander, in noch früher Jugend, zum böhmischen Gubernialrath, zum Stadthauptmann in Prag, zum Hofrath beim Directorium in Wien befördert. Mit dem ersten Wahlbotschafter und ostmüher Cardinalerzbischof Colloredo bei der Kaiserwahl Leopolds II. verrichtete er dort das Amt eines Hofmarschalls der Kur und Krone Böhmen. Er ward niederösterreich. Regierungspräsident, und, dem Minister Freih. von Thugut enge verbündet, vereinigte er eine Zeit lang die Gewalt eines Polizei- und Finanzministers, ersteres als Adjunct des alten Grafen von Pergen, den man dieser wichtigen Stelle nicht mehr für gewachsen hielt. In diese Zeit fiel die gezwungene Arroßirung der Obligationen und der Anfang zur unverhältnismäßigen Ausgabe des Papiergeldes, sowie die Jakobinergeschichten, die der Anlaß einer eignen Verfügung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches wurden, wodurch Verleitung zum Verbrechen und Steigerung desselben, um es dann anzugeben und strafen zu können, streng untersagt wurde. Bald nach dem Austritte des Ministers Thugut trat S. ebenfalls vom Finanzministerposten ab und ging als Botschafter nach Petersburg, wohnte auch zu Moskau der Krönung des Kaisers Alexander bei. — Nach der Beendigung des durch Frankreich und Rußland geleiteten deutschen Entschädigungs- und Säcularisationsgeschäftes 1804 von Petersburg zurückberufen, ward er östreich. Landmarschall, und 1805 Gouverneur in Innerösterreich. Als solcher leitete er mit dem Erzherzoge Johann die Bildung der Landwehr und alle Vorbereitungen zum Kriege von 1809. In demselben bekleidete er eine Zeit lang eben bei dem Heere von Innerösterreich, unter dem Erzherzog Johann, den Posten eines bevollmächtigten Hofcommissairs. Er war bestimmt, den Masseaufstand seiner Provinz einzuzurichten und mit dem heldenmüthigen Tirol in Verbindung zu setzen, als die Bewegungen des Hannus Grafen Hülsay den gräzer Schloßberg entsetzt und Steiermark, sowie der tiroler Landsturm ganz Oberkärnthen befreit hatte. Im Nov. 1809 ward Graf S. wieder, was er vor 14 Jahren gewesen war, Regierungspräsident zu Wien, mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederösterreich, 1815 Gouverneur des neuermorbenen lombardischen Königreichs, und 1817 zum Botschafter in Spanien ernannt, welche Stelle er jedoch nicht angetreten hat. Eine Zeit lang war er auch bevollmächtigter Minister beim Heere Bianchi's, welches Ferdinand IV. wieder auf den Thron von Neapel setzte. 1818 ward er zum Minister des Innern, obersten Kanzler und Chef aller politischen Hofkanzleien der östreich. Monarchie mit Ausnahme der ungarischen und siebenbürgischen ernannt:

eine neue Stelle, die ihm den größten Einfluß in die Staatsverwaltung gibt, dessen er ebenso sehr durch Patriotismus als durch die reichsten Geschäftserfabrungen, durch eine seltene Gewandtheit in allen Verwaltungsangelegenheiten und große staatswirthschaftliche Kenntnisse würdig ist. Bis jetzt ist sein Ministerium hauptsächlich durch einen gefeßlich vollzogenen, in der Ausführung aber weit aussehenden und den größten Schwierigkeiten unterliegenden Plan einer allgemeinen Grundsteuer für die sammtlichen seiner Leitung unterworfenen, unendlich verschiedenartigen Provinzen ausgezeichnet worden. Übrigens ist der Graf S. ein erleuchteter Beschützer der Wissenschaften, der Künste und der Gewerke, wie auch ein eifriger Beförderer aller gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten.

Säure (Acidum) ist der Name für eine Classe zusammengesetzter Körper, die folgende Eigenschaften haben: sie schmecken sauer, färben blaue Pflanzensarben roth, lösen sich im Wasser auf und haben große Verwandtschaft zu den Alkalien, Erden und Metalloxyden; sie bilden mit den erstern Neutralsalze, mit den zweiten Mittelsalze und mit den dritten metallische Mittelsalze. Vielen Säuren fehlt zwar der saure Geschmack; aber alle besitzen die Verwandtschaft zu den 3 Classen der Salzbasen als ihre auszeichnende Eigenschaft. Einige Säuren kommen nur im flüssigen Zustande vor, entweder luftförmig, wie die Kohlenstoffsäure, oder mit Wasser verbunden, welches sie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefelsäure, andre in fester Form und krystallisirt, wie die Benzoe-, Weins-, Boraxsäure. Sie sind alle zusammengesetzte Körper; die mehrsten bestehen aus Sauerstoff mit noch einem, 2 oder 3 andern Körpern; andre sind aus Wasserstoff und Schwefel oder Halogen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man sie in 4 Classen, wovon die 3 ersten diejenigen enthalten, welche Sauerstoff in ihrer Mischung haben, und zwar kommen in die erste Classe die aus Sauerstoff und einem zweiten Körper bestehenden, wie die Schwefelsäure, Phosphorsäure, Boraxsäure u. a. Da diese Grundlagen sich in mehren Verhältnissen mit Sauerstoff verbinden, und jede Verbindung eine Säure sein kann, so wird die mit Sauerstoff gesättigte vollkommene Säure genannt, während die andre unvollkommene heißt; z. B. die vollkommene Verbindung des Schwefels mit dem Sauerstoffe heißt Schwefelsäure, die unvollkommene: schwefelige Säure; die vollkommene Verbindung des Arseniks mit dem Sauerstoff Arseniksäure, die unvollkommene dagegen arsenige Säure ic. In die zweite Classe werden die Säuren geordnet, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff u. Sauerstoff, in verschiedenem Mengenverhältniß zusammengesetzt sind, wie die Essigsäure, Citronensäure. Die dritte Classe umfaßt die mit dreifacher Grundlage und Sauerstoff wo zu jenen beiden noch der Stickstoff hinzukommt, wie die Blausäure. Die vierte Classe enthält Säuren, die (wenigstens nach einigen neuern Chemikern) keinen Sauerstoff haben, wie die Salzsäure, aus Halogen und Wasserstoff bestehend, den geschwefelten Wasserstoff ic. Ältern Chemikern waren weit weniger Säuren, und ihre Zusammensetzung gar nicht bekannt, sie ordneten die bekannten auch nach den 3 Naturreichen in mineralische, vegetabilische und animalische Säuren, welche Einteilung deswegen nicht bestehen kann, weil mehre Säuren, wie die Phosphorsäure, in allen 3 Reichen vorkommen. Vgl. die im U. Chemie genannten Schriften.

Saurin (Jacques), ein franz. protestant. Geistlicher und berühmter Kanzelredner, Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, wurde daselbst 1677 geb. Als das Edict von Nantes widerrufen wurde, ging er mit seiner Familie (1685) nach Genf, wo er beträchtliche Fortschritte in den Wissenschaften machte. In seinem 17. Jahre trat er in Kriegsdienste und machte mehre Feldzüge unter den engl. Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, kehrte aber 1696 nach Genf zu seinen Studien zurück und widmete sich der Theologie. Hierauf (1700) ging er nach Holland und England, und predigte in London, während seines 5jähr. Aufenthalts, mit ungemeinem Beifall. Er verheirathete sich 1703,

kehrte darauf nach Holland zurück und ward, nachdem er längere Zeit eine Hauskaplanstelle versehen hatte, als Prediger der franz. Reformirten, die in einer dem Fürsten Erbstatthalter gehörigen Capelle im Haag ihren Gottesdienst hielten, angestellt. Er hatte bei einem ansehnlichen Außern, voller Stimme und feurigem Vortrage immer ein zahlreiches und glänzendes Auditorium, aber s. Berühmtheit reizte den Neid seiner Mitbrüder, die ihn in Streitigkeiten verwickelten und seine letzten Lebenstage verbitterten. Er war ein vortrefflicher Gelehrter, ein frommer Christ, voll Haß gegen alles Unsittliche und voll Liebe gegen Gott und Menschen. Er starb d. 30. Dec. 1730, nicht bloß von seinen Glaubensgenossen, sondern von Jedem, der ihn kannte, innig betrauert. Seine Predigten, die in viele Sprachen übersetzt und wegen ihres rein-moralischen, von allen theologischen Streitfragen sich entfernt haltenden Inhalts selbst bei den Katholiken sehr geschätzt sind, kamen in einer sehr guten Ausg. u. d. T.: „Sermons sur divers textes de l'Écriture sainte par Jacques Saurin“ (1749, 10 Bde.) im Haag heraus. Außerdem hat er theologische Werke, die aber weniger bekannt geworden sind, hinterlassen.

S a u s f u r e (Horace Benedicte de), Naturforscher, geb. 1740 zu Genf, der Sohn von Nicolas de S., der als Schriftsteller durch seine Werke über den Ackerbau bekannt ist und Mitglied des Raths der Zweihundert zu Genf war. Durch den Umgang mit seinem Vater und andern Naturforschern ward in dem Jüngling die Liebe für diese Wissenschaft erregt, worin er so schnelle Fortschritte machte, daß er schon im 22. Jahre die Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt erhielt, welche er 25 Jahre lang mit Ruhm bekleidete. Die Zeit, welche sein Amt ihm übrigließ, verwandte er auf Reisen. Er besuchte 2 Mal Frankreich, ein Mal um die vulkanischen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne zu untersuchen, das andre Mal um sich über Montgolfier's aërostatische Maschine zu belehren. Auch Holland und England bereiste er, und ward in dem letztern Lande mit Franklin bekannt. Der Bau und die Höhe der Berge machten 2 Lieblingsgegenstände seiner Nachforschungen aus. Als er in Italien reiste, untersuchte er die Eisenminen auf Elba sehr genau, bestieg mit Sir William Hamilton den Vesuv und maß die Höhe des Atna. Die Kräuterkunde liebte er gleichfalls sehr, und entdeckte mehre Gattungen von Moosen. In einem Briefwechsel mit Spallanzani bewies er, daß die Infusionsthierchen, sowie die Polypen, sich wiedererzeugen. Auch zeigte er eine große Geschicklichkeit in Erfindung neuer Instrumente zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen, z. B. eines Elektrometers, eines Hygrometers, Heliothermometers u. a. Am berühmtesten ward S. durch seine Erforschungen der Gebirge. Er besuchte, wie schon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Chamouny, und machte alle Jahre Reisen nach den Alpen, die er 1779 schon 14 Mal von 8 verschiedenen Seiten bestiegen hatte. 1787 bestieg er auch den Gipfel des Montblanc, und maß nach barometrischen Beobachtungen seine Höhe. Wegen seiner vortrefflichen Schriften ward er von den berühmtesten gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen; die vornehmsten und geistreichsten Reisenden, welche nach Genf kamen, besuchten ihn, um sich von ihm belehren zu lassen und sein an Naturseltenheiten reiches Cabinet zu sehen. Er stiftete an seinem Wohnorte, wo er einer allgemeinen Verehrung genoß, eine Gesellschaft der Künste, deren Präsident er bis an seinen Tod blieb, und die sich um den Flor der Fabriken doselbst höchst verdient machte, sowie er überhaupt auf alle Weise bemüht war, das allgemeine Wohl zu befördern. Als Genf mit der franz. Republik vereinigt worden, ward de S. zum Deputirten bei der Nationalversammlung ernannt. Aber diese Staatsumwälzung raubte ihm den größten Theil seines Vermögens und seine Gemüthsruhe. Er erlag dem Unglück und starb d. 22. Jan. 1799. Unter seinen Schriften zeichnen sich seine „Essais sur l'hygrométrie“ (1783; deutsch von J. D. Titius, Leipzig. 1784) durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in

meteorologischer Hinsicht, und seine „Voyages dans les Alpes“ (1779—96, 4 Bde., 4.; deutsch v. J. S. Wyttenbach, Leipzig 1781—88), besonders aus.

S a v a n n e n. Die Oberfläche Amerikas ist von dem alten Festlande besonders darin auffallend verschieden, daß die an die höchsten Gipfel sich lehrenden Hochebenen durch große Niederungen getrennt sind. So grenzen die Gebiete der Cordilleren und der Hochebenen Mexicos unmittelbar an die Ebenen, die der Mississippi, der Amazonenfluß und der Parana durchströmen. Diese Ebenen sind bald mit hohen Kräutern bedeckt, wie die Savannen im Mississippigebiete, bald Flächen, wie die Planos in Caracas, die theils von der Sonne verkalft, theils von tropischen Regen getränkt, mit Gräsern bekleidet sind, theils wie die Pampas, Anhäufungen von Flugsand, mit salzigen Teichen abwechselnd und mit Salzpflanzen bedeckt. Die Savannen, die sich durch das große Stromgebiet hinziehen, sind wellenförmige, durch den Schlamm der Ströme befruchtete Flächen, die sich wie ein unermeßliches grünes Meer bis an den Himmelsrand ausdehnen, nur stellenweise von Bäumen beschattet und von zahllosen Bisonheerden belebt. Der Boden ist üppig und fruchtbar, aber auch ebenso ungesund als anderswo die Marschen, und hier und da mit Natrumseen bedeckt. Die Bäume, die man daselbst findet, gehören zum Geschlechte der Wasserpflanzen, stehen aber nur einzeln oder in Gruppen, während der größte Theil der Savannen mit langem saftigem Grase und Gezsträucher bekleidet ist. Die Wachsmyrte (*Myrica cerifera*) zeichnet sich hier unter mehren Gattungen der *Azalia*, der *Andromeda* und des *Rhododendron* aus, hier zerstreut, dort in Gruppen, und von schönblühenden Pflanzen umrankt, die ihre Nester schmücken. Selbst die Ufer der Teiche und die niedrigen und sumpfigen Stellen entbehren nicht eines ähnlichen Schmuckes.

S a v a r y (René), Herzog v. Kovigo, geb. 1774, Napoleons Polizeiminister ic., diente seit 1789 in der Linie mit Auszeichnung, 1796 unter Moreau und 1799 unter Desaix in Aegypten. Nach Desaix's Tode bei Marengo 1800 ward er Napoleons Generaladjutant, und bald darauf mit der geheimen Polizei beauftragt. Klug, thätig und gewandt, z. B. bei der Entdeckung der Verschwörung von Georges und Pichegru, dabei dem Kaiser mit Eifer ergeben, erlangte er bald dessen Vertrauen. Napoleon übertrug ihm wichtige Sendungen, z. B. nach der Schlacht bei Austerlitz in das östreich.-russische Hauptquartier und 1808 nach Madrid zu Ferdinand VII., den er nach Bayonne zu kommen bewog. Daß er aber Wright's und Pichegru's (s. dd.) angebliche Ermordung bewerkstelligt habe, ist ein von ihm und von A. längst widerlegtes Gerücht. Wegen eines glänzenden Angriffs, den er in der Schlacht bei Friedland, 1807, an der Spitze s. Regiments mit Erfolg unternahm, ernannte ihn der Kaiser zum Herzog v. Kovigo (s. d.), und als Fouché in Ungnade fiel, 3. Juni 1810, zu seinem Polizeiminister. Malet's Verschwörung (23. Oct. 1812) entzog ihm nicht das Vertrauen seines Gebieters. Nach Napoleons Rückkehr von Elba erhielt jedoch Fouché das Polizeiministerium, S. ward zum Generalinspector der Gendarmerie und zum Pair von Frankreich ernannt. Es ist bekannt, daß die britische Regierung ihm nicht erlaubte, s. Herrn nach St.-Helena zu begleiten. In Malta gefangen gehalten, entfloß er im Apr. 1816 nach Smyrna, ging darauf 1817 nach Triest, um sich gegen das über ihm am 25. Dec. 1816 zu Paris von einem Kriegsgerichte ausgesprochene Todesurtheil zu vertheidigen, ward aber zu Gräs unter Aufsicht gestellt, bis er im Juni 1818 sich wieder nach Smyrna begeben durfte, wo er Handelsgeschäfte trieb. 1819 ging er nach London und von hier nach Paris, stellte sich daselbst vor Gericht und ward am 27. Dec. 1819 freigesprochen. Darauf lebte er als Privatmann, trat jedoch bald wieder in die Salons der Hauptstadt ein und erlangte durch seine Verbindungen die Erlaubniß des Königs von Preußen, in Berlin, wohin er sich 1823 begab, seine (nach dem pariser Frieden unstatthafte) Reclamationsklage auf Ent-

schädigung für seine in den preuß. Staaten belegenen Dotationsgüter, die der König dem General Grafen v. Sneydenau geschenkt hatte, gegen den königl. Fiskus vor einem königl. preuß. Gerichtshofe anzubringen. Er ging hierauf nach Paris zurück und gab daselbst, um eine Stelle im „Mémorial“ des Grafen Las Cases zu widerlegen, ein Bruchstück aus seinen Memoiren heraus: „Sur la catastrophe de Msgr. le duc d'Enghien“, worin er sein Mitwissen an der Verhaftung und Hinrichtung des Herzogs abläugnete und dagegen behauptete, daß Alles, ohne Vorwissen Napoleons, durch den Minister, der damals an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand (Talleyrand), berechnet und vollzogen worden sei. Allein Talleyrand rechtfertigte sich gegen Ludwig XVIII., und andre Schriften über jenes Ereigniß, vorzüglich die des Generals Hullin und die von Dupin, belasteten den Herzog v. Kovigo mit solchen Angaben, daß man ihn vom Mitwissen an der schleunigen Vollziehung des Urtheils nicht freisprechen kann. Dem Herzoge v. Kovigo wurde damals der Hof verboten, und er lebt seitdem in großer Zurückgezogenheit. Die Rechtfertigungsschrift: „Mémoire du duc de Kovigo sur la mort de Pichegru, du capitaine Wright, de Mr. Bathurst. et sur quelques autres circonstances de sa vie“ (Paris 1825), hat die für S. nachtheiligen Gerüchte ebenfalls entkräftet, obwol die Vorgänge mit Wright und Bathurst noch immer einer weitern Aufklärung bedürftig sind. S. hat überhaupt nicht Alles gesagt, was er weiß. So viel geht jedoch aus seinem Leben hervor, daß er nie ein Mann war, der sich von irgend einer Idee begeistern ließ; muthig, gewandt, aber von süßsamem Charakter, war er von der Natur bestimmt, sich an Männer von entschiedenerm Talent und Charakter anzuschließen und blindlings der Richtung zu folgen, welche ihm von jenen gegeben wurde. Die „Mémoires du duc de Kovigo, pour servir à l'hist. de l'Emper. Nap.“ (8 Th., Paris 1828) sollen eine Rechtfertigung Napoleons und seine eigne sein; aber S. hat sie mit zu vieler Bitterkeit gegen seine Gegner geführt. 20.

S a v i g n y (Friedrich Karl v.), geb. 1779 zu Frankfurt a. M., einer der verdienstlichsten Lehrer des römischen Rechts. Nach Vollendung seiner akademischen Studien, bei denen er vorzüglich den vers. Weis in Marburg und Hugo zum Führer nahm (welcher Letzte seiner auch schon früher mit Auszeichnung erwähnte; s. „Civ. Magazin“, 3. Bd.), und nachdem er in Marburg 1800 die Doctorwürde angenommen hatte, benutzte er eine vom Glück ihm gegebene äußere sehr vortheilhafte Lage dazu, sich zum akademischen Lehramte mit einem Ernst und Umfang vorzubereiten, wie es nur Wenigen gestattet ist. Mehrjährige Reisen durch ganz Deutschland, Frankreich und das obere Italien hatten den Zweck, unbekannte oder wenig benutzte Quellen des römischen Rechts und der Literaturgeschichte aufzusuchen, und er kehrte mit reicher Ausbeute nach Marburg zurück, wo er bald darauf Prof. der Rechte wurde. Hier schrieb er 1803 sein vortreffliches Werk: „Das Recht des Besitzes“ (5. Aufl., Gießen 1827). 1808 wurde er als Prof. der Rechte nach Landshut berufen, und als 1810 die neue Universität in Berlin errichtet wurde, war er einer der ersten Lehrer derselben. Er ist dort nach und nach Mitglied der Akademie der Wissenschaften, des 1817 neu organisirten Staatsraths, und endlich des für die rheinischen Provinzen errichteten Revisionshofes geworden, während seine Lehrvorträge, vorzüglich über die Institutionen, verbunden mit der Gesichte des römischen Rechts und über die Pandekten, durch ihre außerordentliche Klarheit, Präcision und Reinheit des Ausdrucks, sowie durch materiellen Reichthum, eine große Zahl von Zuhörern anziehen. Hr. v. S. gehört jetzt zu den Führern der sogen. histor. Schule der Rechtsgelahrten, obwol man ihn, ohne Hugo und Schloffer Unrecht zu thun, nicht den Stifter derselben nennen kann. Er hat jedoch zuerst diesen Namen für sich und die Seinigen anerkannt („Zeitschrift für die geschichtliche Rechtswissenschaft“, herausgegeben von F. K. v. S., C. F. Eichhorn

und J. F. L. Göschen, I, 2; Berlin 1815) und sich gleich dadurch in Vortheil zu setzen gesucht, daß er ihr eine angeblich ungeschichtliche Schule gegenüberstellte. Aber ein großer Theil der Juristen, welche zwar den Werth und die Unentbehrlichkeit der geschichtlichen Entwicklung einer gegebenen Rechtsverfassung nicht verkennen, aber nur der einseitigen Behandlung der Geschichte als einziger Quelle des Rechts widersprechen, muß sich jene Bezeichnung einer ungeschichtlichen Schule gänzlich verbitten. Sie könnten dagegen Diejenigen, welche darauf ausgehen, alle Ableitung der Rechtswahrheiten aus höhern Principien der menschlichen Natur abzuläugnen, oder der Vernunft ihre Gültigkeit als Quelle unabänderlicher ewiger Rechtsätze zu bestreiten, mit ebenso vielem Recht als die unphilosophische Schule bezeichnen. Diese Ansichten über die Grundlagen des Rechts, nach welchen dieselben weder in der menschlichen Willkür als positiver Gesetzgebung, noch in der Gesetzgebung der Vernunft gefunden werden sollen, hat Hr. v. S. späterhin in einer eignen Schrift entwickelt, als andre Rechtsgelehrte, wie Thibaut, Schmid, Gönner, den Wunsch ausgesprochen hatten, daß man bei der damals noch zu erwartenden neuen Gestaltung Deutschlands ein allgemeines Gesetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Processus und des Strafrechts aufstellen möge. In dieser Schrift: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ (Berl. 1814), wird zu zeigen gesucht, daß neue Gesetzbücher im Grunde weder nöthig noch möglich seien, daß die vorhandenen Gesetzbücher Frankreichs, Osterreichs und Preussens zur allgemeinen Einführung nicht geeignet, und nicht einmal die deutsche Sprache dazu reif sei. Abgesehen von solchen Ansichten einer bestimmten Schule, in welchen sich Das, was wirklich übertrieben und unrichtig sein sollte, im Laufe der Zeiten endlich von selbst ausscheidet und abschleift, verdanken wir Hrn. v. S. einen großen Schatz echt histor. Untersuchungen. Einen Theil derselben hat er s. größern Werke: „Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter“ (6 Bde., 1815—30) einverleibt; einen andern Theil hat er in Vorlesungen in der Akademie der Wissenschaften und in Abhandlungen in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ niedergelegt, und auch jene Vorlesungen, welche im Buchhandel nicht zu haben waren, sollen zur Freude Aller, die ihren Werth erkennen, nach und nach in dieser mitgetheilt werden. Eine seltene Gelehrsamkeit, große Combinationsgabe, scharfsinnige Kritik und dazu eine außerordentliche Eleganz der Darstellung müssen auch Diejenigen, welche sich nicht unbedingt zur geschichtlichen Schule bekennen, in den Werken dieses Gelehrten mit Achtung anerkennen. 37.

Savonarola (Geronimo), ein durch sein bewundernswürdiges Niedertalent und sein trauriges Ende berühmter Mann, wurde den 21. Sept. 1452 zu Ferrara geb. Er war der Enkel eines berühmten Arztes, und gleichfalls zur Arzneiwissenschaft bestimmt. Schwärmerei bewog ihn aber, in einem Alter von 14 J. das väterliche Haus heimlich zu verlassen und Dominicaner zu werden. Einige Jahre später bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er beschloß, sie auf immer zu meiden. Darauf lehrte er Metaphysik und Physik zu Bologna. Das Ansehen, welches ihm hier s. Gelehrsamkeit und Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wieder an zu predigen, und mit einem so außerordentlichen Beifalle, daß die Kirche die Zuhörer nicht fassen konnte. Durch den Anschein einer vorzüglichen Heiligkeit und durch s. hinreißenden Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch ward er dreist gemacht, einen prophetischen Ton anzunehmen, und begann nun öffentlich und stark auf eine Kirchenverbesserung zu dringen und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeisterten; Einige verachteten ihn als einen Schwärmer; Andre verwünschten ihn als einen Verrüger. Bald aber fing er auch an, sich von seinem Beschützer Lorenzo loszusagen, dessen Charakter anzu-

schwärzen und dessen Sturz zu prophezeien. Als Prior von St.-Marcus wollte er jenem Oberhaupte der Republik den herkömmlichen Besuch nicht abstaten, und als Lorenzo sich zu ihm nach St.-Marcus begab, ließ er sich verläugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, strenge Maßregeln gegen diesen Geistlichen zu nehmen; allein er unterließ es entweder aus natürlicher Gutmüthigkeit oder aus geheimer Ehrfurcht für s. Charakter. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), ward der Mönch zu ihm gelassen und sprach zu dem Sterbenden mit der Würde seines Amtes. Nach dem Tode Lorenzos und der Vertreibung s. Sohnes Peter nahm S. den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er stellte sich an die Spitze Derjenigen, die eine mehr demokratische Verfassung wünschten, behauptete, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die gesetzgebende Gewalt zukomme, daß er selbst der Abgesandte der Florentiner an den Himmel gewesen sei, und daß Christus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu sein. Dem gemäß legten die neuerdings gewählten Magistratspersonen ihre Ämter nieder, und die gesetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath übergeben, der zur Besorgung dieser Geschäfte aus seinem Mittel einen engern Ausschuss erwählte. In dessen herrschten Uneinigkeiten in dem neuen Freistaate: die aristokratische und die demokratische Partei haßten und verfolgten einander; die erstere bestand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfassung; die demokratische aber aus den andächtigen Bewunderern des Mönchs. — Doch genügte es dem Feuereifer S.'s nicht, den florentinischen Staat umzuwälzen; auch den Mißbräuchen des römischen Hofes und dem unregelmäßigen Lebenswandel seiner Amtsbrüder hatte er eine Reform zugetrachtet. An Ursachen zur Unzufriedenheit über Beides konnte es ihm während der Regierung des Papstes Alexander nicht fehlen. Er schrieb, nach dem Berichte s. Lobredner, an die christlichen Fürsten, versicherte sie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht sei, eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, in welcher er selbst darthun wolle, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Papst kein wahrer Bischof, nicht einmal des Titels und ebenso wenig des Namens eines Christen werth wäre. Alexander excommunicirte den Prior. Die Bannbulle ward in der Hauptkirche zu Florenz verlesen; aber S. trostete dem vatikanischen Donner und predigte fort. Ja s. Einfluß stieg noch höher, da Peters v. Medici Versuch, die alte Würde s. Hauses wiederzuerlangen, selbgeschlagen war. Indessen entstand wider ihn eine andre Gegenpartei. Durch seine Neuerungen zu St.-Marcus und in a. Klöstern hatte er sich unter den Mönchen, besonders den Franciscanern von der strengen Observanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um s. Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizustehen, welcher in schwärmerischem Eifer sich erbot, um die Wahrheit der Lehren seines Meisters zu beweisen, dafür durchs Feuer zu gehen, wenn Einer von der Gegenpartei für deren Meinung Dasselbe thun wollte. Die Herausforderung ward von einem Franciscanermönch angenommen. S., mit seinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges, stimmte den Psalm an: „Der Herr erhebe sich und zerstreue seine Feinde!“ Der Franciscaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und S., welcher merkte, daß der Gegentheil nicht zu schrecken sei, that den Vorschlag, daß Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen solle. Dies ward von dem ganzen Haufen als eine verdammliche Gotteslästerung ausgerufen, und da Domenico dennoch auf der Forderung bestand, so entging er glücklich dem Gottesurtheil, dem er sich unterworfen hatte. Für S. hingegen war dies von schlimmen Folgen. Das Volk beschimpfte ihn, und nach einem harten Kampfe ward er mit Domenico und einem andern Mönch ins Gefängniß geschleppt. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpfl. Abgeordneten Gericht über ihn. Anfangs setzten die Entschlossenheit und Beredsamkeit S.'s seine Rich-

ter in Verlegenheit. Als aber die Folter angewandt wurde, bekannte er, daß er sich betrügerischerweise das Ansehen einer übernatürlichen Gewalt gegeben habe. Nun ward er nebst 5 Schülern Domenico und Silvestro Maruffi verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch am 23. Mai 1498 vor einer Menge von Zuschauern geschah, von denen einige ihn nach s. Tode als Märtyrer und Heiligen priesen. Dieser außerordentliche Mann hat außer s. Briefen eine Abhandlung gegen die Astrologie und mehre philosophische und ascetische Schriften geschrieben („Opera“, Lyon 1633 — 40, 6 Bde.). Seinen Predigten („Prediche“, Florenz 1496) fehlt es freilich an den nöthigen Eigenschaften gut geordneter Reden; aber sie sind auch wiederum reich an kräftigen, Herz und Geist erhebenden Stellen, und lassen uns vermuthen, daß er besser war, als s. Biographen ihn schildern, vielleicht weit besser, als wir selbst, von Jenen geleitet, ihn darstellen konnten.

S a v o y e n, ein zur sardinischen Monarchie gehöriges Herzogthum (s. Sardinische Monarchie), welches an Helvetien, Piemont und Frankreich grenzt. Es enthält 177 □ M. (nach Stein: 211 □ M.), 505,000 E. in 19 St., 36 St., 594 Dörf. Der größte Theil ist mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwischen welchen sich schmale Thäler (z. B. das Sixt- und Chamounythal) hinziehen. Die cottiſchen und penninischen Alpen gehören zum Theil hierher; die grajischen Alpen scheiden Savoyen von Piemont. Der höchste Berg Europas, der Montblanc (s. d.), auch der Jseran, der kleine St. Bernhard und der Mont-Cenis, über welchen eine Kunststraße aus Savoyen nach Piemont führt, liegen in Savoyen. Viele von diesen savoyischen Alpen sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Das Land wird vorzüglich von der Rhone, als Grenzfluß, der Jfere, Arve und Arc bewässert. Von dem Genfersee gehört ein Theil hierher. Kleinere Seen sind der See bei Bourget und bei Annecy. Bei dem See von Bourget ist die sogen. Wunderquelle, deren Wasser von 20 Minuten bis gegen 3 Stunden ausbleibt. Das Klima ist im Ganzen veränderlich und geht oft in einem Tage von der strengsten Kälte zur Hitze über. Der Boden ist meistens steinig und wenig fruchtbar; da, wo er urbar gemacht werden kann, bringt er Getreide, doch nicht hinlänglich, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien hervor; auch sind die Waldungen ansehnlich und der Wieswachs gut, daher eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen gibt es Wild, auch Murrelhüner, Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Mühlsteine, Marmor, Serpentinstein und Salz. Die Einw. reden theils die italienische, theils die franz. Sprache. Sie sind wegen ihrer Treue, Biederkeit, Arbeitsamkeit und Armuth bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes nährt sie der undankbare Boden ihres Landes nicht; daher sind sie gezwungen, in andre Länder auszuwandern, von da sie mit ihrem Erwerb stets in ihr Vaterland zurückkehren. Die Hauptstadt heißt Chambery (s. d.). — Savoyen gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien, und die Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter der Herrschaft der Römer stand es bis 400; dann gehörte es bis 530 zu Burgund, zu Frankreich bis 879, zum arrelatischen Königreiche bis 1000, wo es ein Graf Verroald erhielt, und 1416 ward es zum Herzogthum erhoben. Herzog Victor Amadeus erhielt 1713 Sicilien und die Königswürde, mußte jedoch 1718 jene Insel an Osterreich abtreten und erhielt dafür 1720 Sardinien. 1792 wurde Savoyen von den Franzosen erobert und Frankreich u. d. N. des Depart. Montblanc einverleibt. Durch den ersten pariser Frieden 1814 kam ein Theil, und 1815 durch den zweiten pariser Frieden das ganze Land wieder an den König von Sardinien. Jetzt ist es in 6 Provinzen eingetheilt: Chambery, Chablais, Faucigny, Genevois, Maurienne und Tarantaise. S. Dav. Bertolotti „Viaggio in Savoia“ (Turin 1828).

S a y (Jean Baptiste), einer der ausgezeichnetsten staatswirthschaftlichen Schriftsteller Frankreichs, geb. 1767 zu Lyon. Er kam in der ersten Zeit der Revolution nach Paris, um sich gelehrten Beschäftigungen zu widmen, und ward spä-

ter einer der Stifter der „Décade philosophique“, deren Herausgabe er jedoch bald aufgab. Er wurde 1799 Mitglied des Tribunats, später aber von Napoleon ausgewiesen, und dadurch gekränkt, wollte er keine in der Folge ihm angebotene Stelle annehmen, sondern lebte ganz den Wissenschaften. Er ward 1817 zum Mitgl. der Akad. der Wissensch. und zum Ritter des Vladimirordens ernannt: eine Auszeichnung, die er seinen staatswirthschaftlichen Arbeiten verdankt. Sein Hauptwerk: „Traité d'économie politique, ou simple exposition de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses“ (1803 und 1817), hat in der 5. Aufl. (Paris 1826) 3 Thele. (deutsch von Morstadt, mit Anmerk., Heidelberg 1830). Später folgte f. „Catéchisme d'économie politique“ (deutsch, Karlsruhe 1816; 3. Aufl. 1826), und 1829 f. „Cours complet d'économie politique pratique“ (6 Bde.). Eine seiner geistreichsten Schriften ist: „Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société“ (Paris 1817; von Ludwig, Altenburg 1821, verdeutscht). Auch f. statistischen Werke: „De l'Angleterre et des Anglais“ (Par. 1815) und „Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France“ (Paris 1818) sind geschäft.

Sayn und Witgenstein. Die Grafschaft Sayn, im Westerwalde, ehemals von Berg, Nassau und Wied eingeschlossen, bestand aus 2 Theilen: Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen; beide gegen 25 □ M. mit 32,000 E. und 180,000 Gulden Eink. Sayn-Hachenburg gehört jetzt zum Herzogthum Nassau, und Sayn-Altenkirchen (Kreisstadt und Schloß im Regierungsbezirk Koblenz) zur preuß. Prov. Niederrhein. Die ehemalige Reichsgrafschaft Sayn hatte bis 1246 eigne Grafen zu Sayn und fiel sodann an des letzten Grafen Schwester, Uelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, verm. mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafschaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne stifteten 1294 2 Linien: Johann die ältere oder Johannische, welcher die Grafschaft Sayn, Engelbert die jüngere oder Engelbertische, welcher die Grafschaft Homburg und Ballenrod zufielen. Des Letzten Enkel, Salentin, vermählt mit der Erbgräfin von Witgenstein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürsten von Witgenstein, die deßhalb, ohne die Grafschaft Sayn je besessen zu haben, sich Sayn und Witgenstein nennen. Zwar starb 1606 die Johannische Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III., Grafen zu Witgenstein; allein f. Vater Ludwig der Ältere (st. 1607) theilte sämtliche Besitzungen unter f. 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der 3 Linien des Hauses Sayn und Witgenstein wurden; der älteste, Georg, stiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenstein-Berlesburg; der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn und stiftete Sayn-Witgenstein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenstein und stiftete Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Als aber Wilhelms III. Sohn erster Ehe, Ernst, nur 2 Töchter hinterließ, so theilten diese 1632 die Grafschaft Sayn in Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen, mit Ausschluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsstreit entschied der Reichsdeputationsrecess von 1803. Das Haus Witgenstein gelangte nicht wieder zum Besitze der Grafschaft Sayn, welche jetzt theils zum Gesammtgute des Hauses Nassau, theils zu Preußen gehört. An Nassau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht 1799 der sonst burggräfl. von Kirchbergische Antheil Sayn-Hachenburg; an Nassau-Ufingen kam 1802, nach verschiedenem Wechsel der Besitzer, Sayn-Altenkirchen, dafür trat Nassau-Ufingen die Herrschaft Loth an Baden ab; Baden und Nassau aber zahlten an das Haus Witgenstein ein Capital von 300,000 Gulden und wiesen ihm überdies eine Jahrrente von 12,000 Gulden an. Endlich trat Nassau 1815 Sayn-Altenkirchen an Preußen ab. Die Besitzungen des fürstl. Hauses Witgenstein sind seit 1806 mediatisirt und liegen in dem Regierungsbezirk Arensberg der preuß. Prov. Westfalen; doch liegt noch ein Theil

der mediatisirten fürstl. Wittgensteinischen Herrschaft Vallendar unter nassauischer Hoheit. — Das fürstl. Haus Wittgenstein theilt sich jetzt in 2 Linien: 1) Sayn-Wittgenstein-Berleburg, mit 3 Äst-n. Der ältere erhielt 1792 die fürstl. Würde. Der jetzige Fürst Albrecht (geb. 1777) ist reformirt und residirt zu Berleburg (Schloß und Stadt mit 1950 Einw.). Hier ward die berleburger Bibel mit mystischer Auslegung gedruckt. Die Grafschaft Berleburg, unter preuß. Oberhoheit, ein Theil der Grafsch. Wittgenstein, hat 4½ □M., 6845 E., 1 St., 22 Dörf., 3 Schloßser, mit 100,000 Guld. Eink., wozu noch eine Rente von 17,000 Gulden wegen Neumagern gehört. Die beiden andern Äste sind gräflich und führen die Namen Karlsburg und Ludwigsburg. 2) Sayn-Wittgenstein-Wittgenstein, welche 1801 die fürstl. Würde erhielt. Der jetzige Fürst v. Wittgenstein, Friedrich Karl (geb. 1766), ist lutherisch, residirt zu Wittgenstein, einem Bergschloße an der Lahn bei der Stadt Laasphe. Er besißt die Hälfte der Grafsch. Wittgenstein, 4 □M., 8410 E., 1 St., 1 Mfl., 26 D., 4 Schloß. und die Herrsch. Vallendar (2400 E.), beide unter preuß. Hoheit, mit 130,000 Guld. Eink. — Sein Bruder, Fürst Wilhelm, k. preuß. Oberkammerherr und bis 1819 Staatspolizeiminister, wurde 1804 zum Mitregenten erklärt.

S b i r r e n hießen sonst in einigen ital. Ländern, namentlich im Kirchenstaate, gewisse Justiz- oder Polizeidiener (Häfscher), welche unter einem Anführer, Barigello genannt, militärisch organisiert waren, aber 1809 aufgehoben wurden.

S c a b i n, scabimus, s. Schöppe.

S c a g l i o l a heißt die Mischung aus feinem Gyps und gepulvertem Frauen-glas (pietra specolare), durch Leim zu einem Teige verbunden, mit der man steinharte Gemälde darstellt. Das Verfahren dabei ist folgendes. In einer Matte von weißem Stucco (dem genannten Gypsteig) schneidet man mit einem eignen sehr scharfen Werkzeuge den Raum einer vorgeschriebenen Zeichnung aus, der mit gleichartigem aber gefärbtem Gypsteig, wie es die Zeichnung mit sich bringt, lagenweise ausgefüllt wird. Man wiederholt dies Hinzusetzen von angefarbten Teigen, bis alle Abschattungen der Farben erreicht sind, und schleift zuletzt das Ganze ab. Arbeiten dieser Art haben den Vorzug vor der Mosaik, daß man die Verschmelzungen der verschiedenartigsten Farben erreichen kann und daß bei der Gleichartigkeit des Stoffes eine weit innigere Verbindung möglich ist, die den Bildern, wegen des spiegelhellen Glanzes, den man erreichen kann, eine längere Dauer zusichert. — Proben von einfach weißem Stucco hat schon das Alterthum uns hinterlassen, z. B. die ägyptischen Tafeln. Grabchriften aus dem Mittelalter beweisen, daß fast niemals die Technik dieser Bildnerei vergessen war. Die Art, wie man in der Levante noch jetzt die Fischerbarcken mit Wachs und gefärbtem Harzteige, der in ausgehöhlte Muster eingerieben wird, auf eine seit uralten Zeiten gebräuchliche Weise auspuzt, hätte übrigens auf die Wiederauffindung der Scagliola führen müssen, wenn sie jemals verloren gewesen wäre. Doch schreibt man die Erfindung des jetzt üblichen Verfahrens einem sinnreichen Maurermeister aus Cari unweit Correggio in der Lombardei zu, Namens Guido del Conte oder Fassi, 1584—1649, der s. Mischung zuerst zur Darstellung architektonischer Glieder kenuzte. In Bologna waren jedoch Arbeiten aus Scagliola, zu der man wie bei den Alten Leim aus Pergamentschnitzeln gebrauchte, nie aus der Übung gekommen. Guido's Scagliola ahmt täuschend den Marmor nach. Annibal Griffoni, sein Schüler, kenuzte die Mischung, um kleinere Bilder, Kupferstiche, Ölgemälde nachzuahmen. Auf diesem Wege ging Giòv. Gravignani noch weiter, der die seltensten Marmorarten mit Figuren durchbrochen darstellte. Das wahre Gebiet dieser Geschicklichkeit bleibt die Nachahmung seltener Marmorarten, das Weitere sind spielnde Versuche. Giòv. Massa und Giòv. Pozzuoli verbreiteten die Anwendung der Scagliola in der Romagna. Sie machten perspectivisch gearbeitete architektonische Bilder, die vielen

Beifall erhielten. Von Massa sah der Pater D. Enrico Hughord aus Valombrosa das Verfahren ab und verpflanzte es nach seinem Kloster, wo es aufs Neue sehr in Aufnahme kam. Doch suchten die Toscaner durch eine Arbeit in der Gallerie zu Florenz, von der Hand des Pietro Antonio Paolini, zu beweisen, daß bei ihnen diese Kunstfertigkeit früher geübt wurde. Gerade die erwähnte Arbeit gehört zu den sorgfältigsten. Einer der letzten Künstler, der Werke des mühsamsten Fleißes in Scagliola hinterlassen hat, war der 1821 verst. Pietro Stoppioni zu Florenz. Jetzt wird in Italien ein gewisser Paoletti zu Florenz als der Einzige angesehen, der das künstliche Verfahren noch immer ausübt. („Kunstblatt“, 1822, Nr. 4.) 19.

Scala, s. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäsar). Die Geschichte dieses berühmten Gelehrten ist durch s. Eitelkeit in Dunkel gehüllt. Zufolge seiner Erdichtung war er ein Abkömmling des berühmten Hauses der Scaliger, Fürsten von Verona, und den 23. Apr. 1484 auf dem Schlosse Riva am Gardasee geb., ward nachher Page beim Kaiser Maximilian, dem er 17 Jahre in Krieg und Frieden diente, erhielt sodann einen Jahrgehalt vom Herzoge von Ferrara, studirte zu Bologna, befehligte unter dem franz. Vicekönig eine Schwadron, legte sich auf das Studium der Naturlehre und begleitete 1525 den Bischof von Agen, Antonio de la Rovere, nach seiner Diocese in Frankreich, wo er sich niederließ. Diese Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer s. Sohnes Joseph, war, Glauben; aber sie wurde auch schon zu s. Zeit von Sciooppius u. A. lächerlich gemacht und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angesehen. Nach Tiraboschi's Angabe ist S. der Sohn Benedetto Bordonone's, eines geb. Paduaners, der zu Venedig die Kunst eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen s. Werkstätte oder dem Bezirk, worin sie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; bis zu s. 42. Jahre lebte er zu Venedig oder Padua in Dunkelheit, beschäftigte sich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde und gab u. d. N. Guilio Bordone einige Schriften heraus. Entweder ein Versprechen oder die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, zog ihn nach Agen, wo er s. übrigen Tage verlebte. 1528 scheint er noch nicht Willens gewesen zu sein, sich für einen Abkömmling jenes fürstl. Geschlechts auszugeben, da er von Franz I. sich ein Naturalisationspatent u. d. N.: Julius Cäsar della Scala de Bordonone, D. der Physik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indessen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erschienen sein, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur Gattin erhielt. Von dieser Zeit an begann er öffentlich s. fürstl. Herkunft zu versichern, ohne jedoch darin durch irgend ein beglaubigtes Actenstück oder das Anerkennniß eines Fürsten aus dem veronesischen Hause unterstützt zu werden. Rühmlicher machte er s. Namen durch mehre Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten s. Zeit erwarben; bekannt, obgleich die prahlerische Anmaßung, welche in s. Werken herrschte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgesetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer und hielt ein glänzendes Haus. Durch die Freimüthigkeit s. Schriften machte er s. Rechtgläubigkeit verdächtig. Er starb jedoch als guter Katholik zu Agen den 21. Oct. 1558 im 76. Lebensjahre. S. war gewiß ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird, so haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wissenschaftlicher Hinsicht erstiegen. Er hatte ein starkes Gedächtniß und einen lebhaften Verstand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgerecht. Rückfichtlich s. sittlichen Eigenschaften wird s. große Wahrheitsliebe besonders von seinem Sohne gepriesen, doch mußten dabei seine Eitelkeit und streitlustige Nechthaberei nicht ins Spiel kommen. Von s. physischen und natürhist. Werken bemerken wir: „Exercitationum exoticarum liber quintus decimus de subtilitate ad Cardanum“ (Par. 1557, 4.);

„Commentarien zum Hippokrates de Insomniis“ (Lyon 1538); dergleichen ein Werk über Theophrastus und Aristoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeschichte der Thiere mit einer Uebersetzung. Als Philolog gab er 2 Orationen gegen den „Ciceronianus“ des Erasmus heraus, worin er diesen mit vieler Bitterkeit behandelt, sowie auch ein vorzügliches Werk über die lat. Sprache, betitelt: „De causis linguae Latinae libri XVIII“ (Lyon 1540, 4., Genf 1580), welches als das erste nach einer philosophischen Methode abgefaßt über diesen Gegenstand betrachtet wird, jedoch manche unnütze Spitzfindigkeit enthält. Sein Buch „De arte poetica libri VII“ (Lyon 1561, Fol., Lyon 1581) erwarb ihm großen Ruhm, obgleich er mehr grammatische Kenntniß als wahre dichterische Schöpferkraft und Kritik darin zeigte. Seine vermischten Gedichte sind nichts weniger als vorzüglich, und s. Drieße oft dunkel und schwülzig. Im Ganzen genommen stimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobsprüche ein, welche Lipsius; Casaubon, Vossius u. A. ihm erteilt haben. N. P.

Scaliger (Joseph Justus), der Sohn des Vorigen, Chronolog und Philolog, geb. den 4. Aug. 1540 zu Agen, ward im 11. J. s. Alters nach Bordeaux gesandt, wo er mehre Jahre lang die lat. Sprache studirte. Die Pest nöthigte ihn zur Rückkehr zu seinem Vater, der ihn jeden Tag eine lat. Rede über irgend einen Gegenstand halten ließ, wodurch er bald mit dieser Sprache aufs gründlichste bekannt wurde. Nach dem Tode seines Vaters ging er, 19 J. alt, nach Paris, wo er sich besonders der griech. Sprache widmete. Er verschloß sich in seinem Zimmer und las den Homer und die übrigen griech. Dichter und Prosaiker mit solchem Eifer, daß er in 2 Jahren sie sämmtlich durchgelesen hatte. Nun studirte er für sich selbst auch die hebr. und a. orientalische Sprachen und übte sich zugleich in poetischen Aufsätzen in den classischen Sprachen, wie er z. B. schon in s. 16. Jahre ein lat. Trauerspiel geschrieben hatte. Es scheint, daß er lange Zeit ein ungestes Leben, von dem wir keine genauen Nachrichten besitzen, geführt habe. Durch s. Ueberstritt zur protestant. Kirche ward ohne Zweifel seine Anstellung in Frankreich verhindert. Endlich erhielt er einen Ruf als Prof. der schönen Wissenschaften nach Leyden, wohin er 1593 abging und wo er s. übrige Lebenszeit blieb und d. 21. Jan. 1609 starb. Er besaß ganz den Charakter eines Gelehrten, der, in seine Bücher vertieft, auf die menschlichen Angelegenheiten nicht achtet, sodas er beinahe in Dürftigkeit lebte; doch schlug er mehre Male Geldgeschenke von vornehmen Personen, die s. Talente und Gelehrsamkeit achteten, aus. Auch war er nie verheirathet. In Rücksicht des Stolzes und der Anmaßung stand er seinem Vater wenig nach, und durch s. Brief an Doussa über den Glanz der Scaliger'schen Familie bemühte er sich, das Märchen von s. fürstl. Herkunft zu bekräftigen. Kein Gelehrter war gegen s. Widersacher stärker in wegwerfenden, verächtlichen Redensarten. Er war den Wissenschaften so eifrig ergeben, daß er manchen Tag ohne zu essen in s. Arbeitszimmer zubrachte. Er rühmte sich, 13 Sprachen zu verstehen. Von s. zahlreichen Werken ist s. Buch „De emendatione temporum“ (Par. 1583, Fol., in der besten Ausg. zu Genf 1609, Fol.) eins der wichtigsten. In diesem gelehrten Werke stellte er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie auf, und verdient hierdurch, sowie durch s. Auffindung der Julianischen Periode, den Namen des Urhebers jener Wissenschaft. Manche Irrthümer, die von Petau u. A. aufgedeckt wurden, verbesserte er in dem „Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon, cum isagogicis chronologiae canonibus“ (Amst. 1658, 2 Bde., Fol.). Seine Annotationen zu Theophrast, Nonnus, Catull, Tibull, Propert, Seneca's Tragödien, zum Varro, Ausonius, Festus führen wir bloß beiläufig an und bemerken, daß er als Commentator sich in zu viele Spitzfindigkeiten einließ und zu kühn in Veränderungen der Worte verfuhr. Auch hat er viele Classiker a. d. Griech. in d. Lat. und an-

dere a. d. Lat. in das Griech. in Versen übersezt. Seine „Poemata“ haben keinen dichterischen Werth. Gehaltvoller sind seine „Epistolae“ (Lyon 1627). Im Ganzen hatte Jos. S. weniger Genie als sein Vater, besaß aber mehr Kenntniß und Genauigkeit in seinen Ausarbeitungen.

S c a l p i r e n (von dem engl. Scalp, die Haut von der Hirnschale ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika an ihren todten und schwer verwundeten Feinden zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit ihren Messern in einigen Schnitten herunter. Die abgezogenen Häute heben sie als Zeichen ihrer Tapferkeit auf.

S c a n d i r e n heißt, einen Vers beim Lesen in seine Füße auflösen oder abtheilen, indem man jeder Sylbe die ihr nach dem Versmaße zukommende stärkere oder schwächere Betonung und Zeitdauer gibt und jeden einzelnen Fuß mit der Stimme bezeichnet, ohne Rücksicht auf den Inhalt des Verses, mithin nach der musikalischen Quantität sprechen; zuweilen auch Einschnitt, Versende und Reime herauszuheben.

S c a p u l i e r (scapularium) ist ein Theil eines Mönchskleides und besteht aus 2 Stücken Tuch, von denen das eine die Brust, das andre den Rücken deckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen bis auf die Füße.

S c a r a b ä u s, der Käfer, dessen Gestalt die Alten, besonders die Ägypter auf vielen Gemmen und andern Kunstwerken nachbildeten; daher Scarabäengemmen. Einige halten ihn für ein Sinnbild der Sonne.

S c a r a m u ß (ital. Scaramuccia) ist einer von den grotesken Charakteren der ital. Bühne, welcher ungefähr um 1680 an die Stelle des alten spanischen Caputains trat, ganz schwarz, in spanischer Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging und den Aufschneider vorstellte, der am Ende vom Harlekin durchgeprügelt wird. Der eigentliche Scaramuß hieß Tiberius Fiorelli und war ein geb. Neapolitaner, welcher auf der ital. Bühne sich durch seine Witzworte und Späße nicht weniger als durch seine mimische Kunst auszeichnete. In Frankreich ward er noch zu andern Charakteren gebraucht.

S c a r l a t t i (Alessandro), Ritter, Capellmeister am neapolitanischen Hofe, war 1658 zu Neapel geb. Die Geschichte dieses ausgezeichneten Mannes ist wenig bekannt. Die Italiener nannten ihn den Stolz der Kunst und das Oberhaupt der Componisten, und Hassé sagt von ihm, daß er in Hinsicht auf Harmonie der größte Meister Italiens sei; Jomelli sah seine Kirchenmusik als die vorzüglichste in ihrer Art an. Man weiß, daß er zu Rom von Carissimi erzogen wurde. 1680 ward er bairischer Hofcomponist; hier ließ er zuerst ital. Opern mit großem Erfolg aufführen. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Nachdem er für Theater und Kirche viel componirt hatte, lebte er ruhig zu Neapel und beschäftigte sich mit der Bildung junger Musiker. Auch der berühmte Hassé und Leonardo Leo verdankten ihm ihre umfassenden Kenntnisse in der Musik. 1725 fand ihn Quanz zu Neapel; er componirte ungeachtet seines hohen Alters noch für die Kirche und spielte trefflich die Harfe. Er starb 1728. Man hat von ihm eine Menge von Motetten und gegen 200 Messen. Von seinen Kirchencompositionen schließen sich einige ihres würdigen Stils wegen an Palästrina's Werke an. Ein Privatmann zu Neapel versicherte Quanz, daß er 400 Compositionen von S. besitze. Die Oper „La principessa fidele“ ward allgemein als sein Meisterwerk angeführt. Auch erschien das „Da capo“ zuerst in seiner 1693 aufgeführten „Teodora“. Seine Cantaten hat Durante als Duette arrangirt. Sacchini lehrte danach im Conservatorio des Ospedaletto zu Venedig. Sein Sohn Domenico S. ist durch seine Clavierstücke noch jetzt bekannt.

S c a r p a (Antonio), einer der berühmtesten Anatomen und Chirurgen des 18. Jahrh., ist gegen 1746 in der Lombardei geb. Sein Werk „Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu“, Fol., erschien in Pavia 1789, nachdem er 1772 in Modena „Anatomicae observationes de structura senestrae rotundae auris“ herausgegeben und dadurch bereits die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen hatte. Bei der Revolutionirung Italiens weigerte er sich, den von der cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten, und ward deshalb seiner Stelle als Prof. an der Universität zu Pavia entsetzt. Er gab nun sein berühmtes Werk über die Pulsadergeschwülste heraus. Als Napoleon, nachdem er sich in Mailand zum König von Italien hatte krönen lassen, 1805 nach Pavia kam, und ihm die Lehrer der Universität vorgestellt wurden, fragte er nach S. Man erwiderte ihm, derselbe habe schon lange aufgehört, Mitglied der Universität zu sein, und gab zugleich die Ursache davon an. Napoleon gab die edle Antwort: „Was thun hier politische Ansichten und Meinungen? S. ist eine Zierde Pavias und meiner Staaten. Man stelle ihn sogleich wieder ehrenvoll an“. Seine spätern Arbeiten sind chirurgischen Inhalts. Er ist jetzt emeritirt und besorgt die Herausgabe seiner sammtlichen Werke (Pavia 1830, in 16 Bdn. 4.).

S c a r r o n (Paul), ein burlesker und satyrischer Dichter, ward 1610 (nicht, wie Einige angeben, 1598 oder 1601) zu Paris geb. Sein Vater, ein Parlamentarath, zwang ihn zum geistlichen Stand, er lebte aber sehr weltlich gesinnt. Als er 24 J. alt war, machte er eine Reise nach Italien, wo er sich allen Vergnügungen ergab. Bei seiner Rückkehr nach Paris setzte er seine Lebensart fort. 1638 besuchte er das Carneval zu Mans, wo er Kanonicus war. Hier ward er, als Wüthender maskirt, von den Straßenbuben verfolgt, mußte in einen Morast fliehen, wobei er sich heftig erkältete und durch eine hieraus erfolgende Nervenkrankheit fast an allen Gliedern gelähmt ward. Trotz dieser Leiden behielt er durch sein ganzes Leben seinen fröhlichen Sinn, ließ sich zu Paris nieder und machte sich durch seine Lustigkeit und die Annehmlichkeit seiner Gesellschaft die geistvollsten Personen des Hofes und der Stadt zu Freunden. Als sein Vater gestorben war, hatte er einen Proceß mit seiner Stiefmutter, den er, obgleich es sein ganzes Vermögen betraf, auf eine burleske Weise betrieb und verlor. Frau v. Hautefort, seine Freundin, durch sein Unglück gerührt, stellte ihn der Königin vor. Der Dichter bat diese: „sich ihren Kranken von Amtswegen nennen zu dürfen“. Die Fürstin lächelte, S., der dies als Einwilligung annahm, unterschrieb und nannte sich von jetzt an: Scarron, von Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königin. Um sich dieses Amt einträglich zu machen, lobte er den Cardinal Mazarin, der ihm eine Pension gab, die aber nachher wieder eingezogen wurde, als S.'s „Mazarinade“ u. s. „Typhon“ erschienen, worin er den Cardinal beleidigt hatte. Darauf wandte er sich an den Prinzen v. Condé, dessen Siege er besang, und an den Coadjutor des Erzbischofs von Paris. Seine Verheirathung mit Francisca d' Aubigné (nachmaliger Marquise v. Maintenon) vermehrte vielleicht seine Lebensfreuden, verbesserte aber nicht seine Glücksumstände. Er lebte so unwirtschaftlich, daß er bald in dürftige Umstände gerieth. Mit Troß und Unverschämtheit verlangte er seine Pension, wodurch er seine Lage noch verschlimmerte. Die Schauspiele, die er nun schrieb, boten ihm einen neuen Erwerbzweig dar, obgleich er sich wenig um die Regeln dramatischer Dichtkunst bekümmerte. Es war damals bei den Franzosen an der Tagesordnung, die spanischen Dichter zu plündern, und auch S., welcher ihre Sprache verstand, ärntete auf diesen Feldern, die er nicht besäet hatte. Sein Lustsp.: „Jodelet, ou le maitre valet“, wurde mit dem meisten Beifall aufgenommen. Auch die Königin Christine von Schweden würdigte ihn ihrer Gunst und erlaubte ihm, sich ihren Roland zu nennen. Er starb 1660. Seine „Travestirte Aeneide“ und sein „Roman comique“, von welchen die erstere durch Moreau de Brassef fortgesetzt, der letztere aber verdeutschet ist (Scarron's „Komischer Roman“, 3 Bde., Reval 1782) sind unter uns am bekanntesten

geworden. Der letztere zeichnet sich durch originelle Charaktere, komische Laine, Raschheit und Munterkeit der Erzählung aus. Außerdem hat S. noch Novellen, vermischte Gedichte, Lieder, Oden, Episteln, Stanzas ic. geschrieben. Seine Werke hat Bruzen la Martinière 1737 zu Paris in 10 Bdn., 12., herausgegeben.

Sc a u r u s (Marcus Amilius), 2 Römer, Vater und Sohn. Der Erstere bekleidete im J. d. St. 639 das Consulat und wurde später Princeps Senatus, berühmt als Redner und ausgezeichnet durch seine Strenge und die Würde, die er sich zu geben wußte, daher er auch bei dem Senat und dem Volk in ungemeinem Ansehen stand; dabei ein höchst schlauer Mann, der seine Habgucht und seinen Ehrgeiz geschickt zu verbergen wußte. Auch als Feldherr zeichnete er sich gegen die Gallier aus und erhielt bei seiner Rückkehr die Ehre des Triumphs. Nicht so löblich benahm er sich im Kriege mit Jugurtha, wußte sich aber klug genug zu behaupten und es dahin zu bringen, daß man ihn nochmals zum Consul und sogar zum Censor wählte. — Sein Sohn zeichnete sich als Aedilis curulis durch den glänzenden Aufwand aus, den er machte. Er ließ ein ungemein prächtiges und großes Theater errichten und gab kostbare Wettkämpfe. Cicero verteidigte ihn, als er wegen Bedrückungen in der Prov. Sardinien angeklagt wurde.

Sc a v o l a, s. Mucius.

Sc e a u x, Garde des **Sc e a u x**, s. Siegel, Siegelbewahrer.

S c e n e, Schauplatz, Auftritt, s. Schauspiel.

S c h a b e m a n i e r, s. Schwarze Kunst.

S c h a c h s p i e l. Kein Spiel für das reifere Alter ist so alt, so geachtet, so schwierig und zugleich so geistreich als dieses. Dem Zufall, der bei allen übrigen Spielen den Hauptcharakter macht, ist hierbei nichts überlassen. Nur Überblick, Klugheit, Vorsicht entscheiden in ihm den Sieg, und so ist es mindestens ein denkenden Mannes würdiges Spiel, während es dem Jünglinge Gelegenheit gibt, die Hitze der Leidenschaft zu mäßigen, Geduld, Umsicht, Urtheilskraft, Fassung zu üben. Es ist das älteste Spiel; die Chinesen behaupten, es schon 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt zu haben. Mindestens ist es schon im 6. Jahrh. aus Indien nach Persien gekommen und hat sich von da durch die Araber und die Kreuzzüge *) über die ganze Welt verbreitet. Am Allgemeinen ist es im Morgenlande; auch beweist die ganze Zusammenfügung und Benennung der Hauptsteine seinen morgenländischen Ursprung. Die Sanskritsprache nennt es **Schhrantsch**, ein Wort, das die Haupttheile eines (dortigen alten) Heeres, Elefanten, Fußvolk, Wagen (nämlich Streit- oder Sichelwagen), Pferde, anzeigt. Doch wurde diese Benennung von dem persischen Namen **Schah**, **Schach** (König) verdrängt, der diesem Spiele in allen Sprachen geliebt ist. — Gewöhnlich wird das Schachspiel von 2 Personen auf einem in 64 gleiche Felder getheilten Vierecke gespielt, sodas Jeder auf den ihm zunächst stehenden 16 Feldern in der vordern ersten Reihe derselben 8 sogen. Bauern, in der zweiten, unmittelbar vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, eine Königin, und ihnen zu beiden Seiten 2 Läufer, 2 Springer, 2 Thürme befehligt. Der Zweck des Spiels geht darauf, des Gegners König in eine Lage zu bringen, daß er keinen Zug mehr thun kann, ohne genommen oder geschlagen zu werden, welches in der Kunstsprache heißt: **Schachmatt** machen. Die Namen aller dieser Steine, mit Ausnahme des Königs, sind und waren nach Sitte und Gewohnheit der verschiedenen Völker sehr verschieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als **Bestier** (Fers) oder **Feldherr**; die Springer gelten beim Engländer, Franzosen ic. als **Ritter**, **Reiter**; die Läufer werden in England zu **Bischöfen**, in Frankreich zu **Narren** (**cou**

*) Die Gedichte von der Tafelrunde kennen es schon, und zwar als eine Kunst, worin die Saracenen vorzüglich stark waren. 1477 erschien die erste Uebersetzung eines im 13. Jahrh. geschriebenen lat. Werks, worin es ebenfalls vorkommt.

gemacht; ursprünglich waren sie Elefanten, mit Reiffen versehen; die Thürme sind ursprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemeine Name *Koch*, aus dem Indischen *Koch* oder *Koth*, bedeutet. Die Bauern hießen bei unsern Vorfahren *Wenden*: ein charakteristischer Zug, die Herabwürdigung dieses von den Deutschen unterjochten Slawenstammes zu beweisen. Don Juan von Östreich ließ den Fußboden eines Saales wie ein Schachbret auslegen, worauf er mit lebenden Figuren spielte. — Die als Spieler und Schriftsteller berühmtesten Schachspieler waren der Herzog von Braunschweig, August, im 17. Jahrh. (unter d. Namen *Gustavus Selenus* gab er eine „Anleitung“, 1616, 4., heraus, die jetzt äußerst selten ist); *Philidor*, ein Franzose, in London vorzüglich 1780—90 berühmt geworden; *Gioacchino Greco* bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., und der Araber *Philipp Stamma* in Paris 1737. Koch's „*Coder der Schachspielkunst*“ (2. Aufl., Magdeb. 1813—15) ist das umfassendste und deutlichste Werk. *F. W. v. Mauvillon's* „*Anweis. z. Erlernung des Schachspiels*“ (Essen 1827). (Der Vf. ist ein Schüler des großen Schachspielers *Elias Stein*, der im Haag 1812 starb.) — Unter den niedern Ständen ist dies Spiel in Deutschland nicht sehr gewöhnlich; doch ist es merkwürdig, daß sich das Dorf *Ströpke*, *Ströbeck*, in der Nähe von Halberstadt, seit wenigstens 300 Jahren durch eine bedeutende Fertigkeit darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon bestimmt angeben könnte. Wahrscheinlich ist es, daß ein Bischof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landkute aus eigener Liebhaberei damit bekannt und späterhin deshalb und unter dieser Bedingung von manchen Abgaben freigemacht hat. Über den sogen. *Rösselsprung*, oder die Kunst, den Springer über alle Felder des Brets mit einem Zuge zu führen, ohne eins 2 M. l. zu treffen, s. Klügels „*Mathem. Wörterb.*“, 4. Bd., und v. Warnsdorf, „*Des Rösselsprunges einfachste Lösung*“ (mit Fig., Schmalkald., 4.). — Des *Hieron. Vida* (fl. 1566) latein. Lehrgedicht über das Schachspiel hat *J. Hoffmann* herausgeg. und metrisch überf. (Mainz 1826). — Ungewöhnlicher ist das Schachspiel unter 3 und unter 4 Personen. Ebenso selten und zugleich ungem. schwierig sind das daraus entstandene *Tourier* Spiel mit 24 Steinen auf einer Tafel von 96 Feldern und das noch viel zusammengesetztere, vorzüglich von *Venturini*, und noch vorzüglicher das von *Reisewitz* ausgearbeitete *Kriegsspiel*. (Vgl. *Schlachordnung*.) — *Schachmaschine*, vgl. *Kempelen*.

Schacht, s. Grube.

Schädel ist die knöcherne Grundlage des Kopfes, die man in *Hirnschale* (*cranium*) und *Gesicht* abtheilt. Im engern Sinne versteht man auch wol bloß die *Hirnschale* darunter. Diese besteht bei dem Menschen aus 8 Knochen, nämlich aus dem *Stirnbein* (*os frontale*), den beiden *Scheitelbeinen* (*ossa parietalia s. bregmatica*), dem *Hinterhauptbeine* (*os occipitis*), den beiden *Schläfebeinen* (*ossa temporum*), dem *Keilbeine* (*os sphenoidaleum*), und dem *Siebneine* (*os ethmoidale s. cribroforme*). Diese meist platten Knochen bilden eine große Höhle, in der sich das große und kleine Hirn befindet, besitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen und mehre Öffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden sind sie unter einander und mit den *Gesichtsknochen* im ausgebildeten Zustande durch das *Ineinandergreifen* der gezähnten Ränder (*Nähte*), die keine Bewegung zulassen. Im frühern Lebensalter aber berühren sich diese Knochen nur mittelst einer *Knorpelmasse*, die es zuläßt, daß der Kopf *zusammengedrückt* (z. B. bei der Geburt) und *verkleinert* werden kann, ja, da sich die Knochen von ihrem *Mittelpunkte* aus bilden, so sind sie in der Zeit der Geburt an den *Ecken* noch so wenig ausgebildet, daß *häutigknorpelige Zwischenräume* bemerkt werden, welche *Fontanelle* heißen. Nur zwischen den *Schläfebeinen* und der untern *Kinnlade*, sowie zwischen dem *Hinterhauptbeine* und dem ersten *Rückenwirbel* findet sich ein *wirkliches Gelenk*. Die *Gesichtsknochen* sind bei dem Menschen folgende:

2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Nasenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Jochbeine (ossa zygomatica), 2 Gaumenbeine (ossa palatina), die beiden untern Nasenmuscheln (ossa spongio-a), das Pfugschambein (vomier), und die untere Kinnlade (os maxillare inferius). In der letztern, sowie in den beiden Oberkieferbeinen sind die 32 Zähne eingekleidet. Die Gesichtsknochen bilden mehre Höhlen, welche Sinnesorgane enthalten, wie die Augen-, Nasen- oder Mundhöhle, und bestimmen die Form des Gesichts. Die Art, wie sie, insbesondere die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen gestellt sind, begründet Verschiedenheiten, durch welche sich das menschliche Gesicht von dem der Thiere unterscheidet, sowie sich auch viele nationale Verschiedenheiten darauf zurückführen lassen, daß der Oberkiefer und die Jochbeine entweder mehr hervorragen oder eingedrückt sind. — Man kann in dem Bau des Schädels eine Ähnlichkeit mit dem Bau der Wirbelsäule und überhaupt manche anziehende Analogie finden; vgl. Spir's „Cephalogenesis s. capitis ossei structura et significatio etc. acc. tab. XVIII“ (München 1815, Fol.).

Schädellehre, Kraniologie, ist die von V. Hall (f. d.) systematisch aufgestellte Lehre von dem Bau und den Verrichtungen des Nervensystems und vorzüglich derjenigen Abtheilung, welche im Schädel eingeschlossen ist und das Gehirn zusammensetzt. Daher kommt ihr der Name Schädellehre nur insofern zu, als das Gehirn vom Schädel eingehüllt wird, und dieser sich nach ihm formt. Noch weniger darf sie für eine Physiognomik angesehen werden, obgleich sie als Physiologie des Gehirns sich sehr fruchtbar auf Physiognomik, sowie auf Pädagogik und Medicin anwenden läßt. Die Entstehung der Lehre ist bei dem Art. des Autors schon berührt. Er hat durch ein eignes Werk („Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier“, Par. 1801 fg., 4.) s. Beobachtungen bekanntgemacht und durch viele Kupfer (Fol.) erläutert. Die Hauptpunkte seiner Lehre sind: Das Gehirn ist dasjenige Organ, wodurch die geistigen Thätigkeiten des Menschen vermittelt werden. Es ist, als ein solches Organ, aber nicht bei jedem einzelnen Acte des Denkens in seiner ganzen Masse thätig, sondern sowie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan, überhaupt jedes besondere Geschäft im Körper einen besondern Nerven als Werkzeug hat, ebenso gehört jeder qualitativ verschiedene Denkverrichtung ein abgesonderter Gehirntheil als Organ, wodurch sie erst möglich wird. Die Stärke des Nerven und die Menge seiner Masse steht mit der Inten- sität der in diesem Organe ausübenden Verrichtung in geradem Verhältnisse. Der Rüsselnerve des Elefanten hat die Stärke eines Kinderarms. Der Mensch besitzt das aus den mehrsten Theilen zusammengesetzte Gehirn in der ganzen Thierreihe. In ihm sind also weit mehr Organe vorhanden, er trägt in seinem Gehirn alle die Organe, welche den Thieren einzeln zukommen, nicht nur vereinigt, sondern er besitzt noch andre, den Thieren fehlende. Die Menschenschädel zeigen aber unter sich, sowol in der Menge ihres Gehirns, als in der Vergrößerung einzelner Punkte, große Verschiedenheiten; dazu lehrt die genaue Beobachtung, daß der bessere Kopf sich, wenn auch nicht durch den größern Umfang des ganzen Schädels, doch durch ausgezeichnete Vergrößerung einzelner Punkte desselben, also durch größere Gehirnmasse auszeichnet. In der Jugend, als der Entwicklungsperiode und Bildungszeit der schlummernden Anlagen, hat das ganze Gehirn ein Streben nach Ausdehnung; wenn an einem jugendlichen Schädel die obere Hälfte abgenommen wird, so drängt sich das Gehirn hervor, und kann durch Aufsehung des Deckels nicht wieder in dieselbe Höhle zurückgebracht werden; an einem alten Schädel ist dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. Die Verrichtungen bestimmter Gehirnthteile sind von einander verschieden und behaupten sich in wechselseitiger Unabhängigkeit, sowie auch die ihnen vergesetzten Gehirnthteile selbst durch bestimmte und eigenthümliche Formen sich unterscheiden. Das Gehirn ist ein Convolut von Dre-

ganen. — Man muß sich den Vereinigungspunkt aller Nerven des ganzen Körpers da vorstellen, wo Rückenmark und Gehirn zusammenstoßen, d. i. im Genick, an der Stelle, durch deren Druck jedes Thier, das ein Gehirn hat, sehr leicht getödtet wird. Ein Theil der Nervenmasse geht unterwärts als Rückenmark, gibt Nerven in alle Organe des Körpers und zertheilt sich endlich vollständig in Nervenfasern. Der zweite Theil steigt in der Form markiger Schenkel unter der Barolsbrücke in die Schädelhöhle, gibt Aste zum kleinen Hirn und verbreitet sich strahlenförmig in der ganzen Masse des großen, oder setzt dieses vielmehr selbst zusammen, indem er an 4 Orten Zwischenräume (Gehirnhöhlen) läßt. Die Vielseitigkeit in den Verrichtungen ist durch eine ebenso große Mannigfaltigkeit in der Form und Farbe bildlich dargestellt. Denn die strahligen Markverbreitungen endigen sich auf der Oberfläche der Hirnhemisphären in mannigfaltigen Windungen, indem sie nach und nach ihre markige Beschaffenheit verlieren und in eine graue Rindensubstanz übergehen. Während dieses Überganges dehnt sich die Hirnmasse in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Schenkeln gebildet wird; diese Fläche ist in jene Windungen knauförmig zusammengewickelt, doch so, daß sie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann, auch sich dann von selbst aus ihren Bindungen entwickelt, sobald beträchtliche Wasseransammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treibt. — Die Organe des Gehirns sind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmasse läßt sich in 2 durchaus gleiche Hälften spalten, und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnschwiele) statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinschaftlichen Bewußtsein bestimmt zu sein scheinen. Deshalb ist bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Thätigkeit der zweiten noch möglich, sowie eine Niere fehlen kann, ohne daß die Urinabsonderung völlig unterdrückt ist. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn versehenen Thieren zukommen, (solche, die mehr auf Kraft und Erhaltung des Lebens Bezug haben) liegen nach der Basis des Schädels zu; sowie aber das Gehirn sich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, so finden sich die hinzugekommenen mehr nach Oben und Außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergestalt gibt sich die Vergrößerung einzelner Hirnthteile durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält sich der Schädel leidend, d. h. seine Form wird durch die Beschaffenheit der Gehirnoberfläche erst bestimmt, er drückt im gesunden Zustande nicht auf das Gehirn. Denn schon ist im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel sich bildet; es ist dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Weinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Die Schädelknochen bestehen beim Erwachsenen aus 2 Tafeln, zwischen denen eine markige Diploe liegt. Dessenungeachtet laufen beide Tafeln parallel mit einander, bis auf folgende Stellen: an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins, und an der Gegend der beiden größern Fontanellen. — Genaue und fortgesetzte Beobachtung und Vergleichung der Menschen haben gezeigt, daß einzelne Hervorragungen auf sehr große Entwicklung einzelner Fähigkeiten und Neigungen schließen lassen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Theile in gleichmäßiger Harmonie entwickelt sind (Wieland's Kopf), der Schädel keine scharfen Hervorragungen bilde, sondern eine glatte Wölbung bezeichne. Genaueres Studium der Anthropologie; Beobachtung der Menschen in ihren verschiedenen Situationen und damit verbundene Vergleichung ihrer Gehirnsform; anatomisch-physiologische Untersuchung des Gehirns und vorzüglich vergleichende Anatomie mit Rücksicht auf die jedesmaligen Neigungen des Thieres; pathologische Beobachtungen an Gehirn- und Geisteskranken, als an Kretinen, Blödsinnigen, Wahnsinnigen, Menschen mit Verletzungen am Gehirn u. müssen als die Stützen der Schädellehre angesehen werden. Gestützt auf solche Beobachtungen

und Arbeiten glaubte Gall, die Orte der Gehirnthelle für mehre Fähigkeiten und Neigungen aufgefunden zu haben. Daß diese, insofern sie außen erkannt werden können, nur solche sind, die nach der Oberfläche des Gehirns zu liegen und Eindrücke in den Schädel zu machen vermögen, ist von selbst klar; eine Menge anderer, in der Tiefe und Mitte gelegener, lassen sich zwar jetzt schon vermuthen, aber erst durch fortgesetzteres Studium erkennen. — Was die einzelnen Organe betrifft, so nennt Gall den Fortsatz zum verlängerten Marke das Organ der Lebenskraft, welcher bei gehirnten Thieren von niedriger Organisation bisweilen das Gehirn allein ausmacht. Von der Größe des Hinterhauptloches und von der Dicke des Nackens läßt sich auf die Stärke dieses Organs schließen. Alle Thierarten mit Geschlechtsunterschied besitzen neben andern Hirnthellen zugleich ein kleines Gehirn; daraus und aus andern Gründen schloß Gall, das kleine Gehirn sei das Organ des Geschlechtstriebes; seine Stärke gibt sich durch die Größe der Hinterhauptshügel und die dadurch bewirkte Breite des Nackens zu erkennen, die in allen männlichen Thieren bedeutender ist. Über und hinter den Ohren ist bei fleischfressenden Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfressenden fehlt; er nennt sie Würgsinn. Im Keilfortsatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptloche befindet sich eine Schädelgrube, die durch das Organ des Lebenstriebes ausgefüllt wird. Über diesen Organen sind die Nerven der Sinne gelagert. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit seinen Wölbungen, Einschnitten und Höhlen gibt folgende Organe: Um die Augen herum, sodas sie die Stellung derselben verschieben, liegen diejenigen Gehirnthelle, welche als Sammelplätze der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke dienen. Man unterscheidet hier den Sachsin gleich über der Nasenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit gibt; den Ortssinn, des sich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und seinem Inhaber die Fähigkeit gibt, sich in Gegenden, Wegen, astronomisch am Himmel, leicht zu finden; den Wortsin, das Vermögen Worte, Terminologien ic. zu fassen, in der hintersten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben und zum Glosauge wird; den Sprachsinn, der sich durch Einsicht in den Sprachbau auszeichnet und durch Herabsenken des vordern Stück der Augenhöhlenplatte erkannt wird, sodas er Schlappaugen macht; den Tonsinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlensinn, der dem Menschen ausschließend zukommt und an einer tiefen Herabsenkung des Augenbrauenbogens nach Außen erkannt wird, sodas dadurch die Stirn fast viereckig wird. Etwas neben dem Tonsinne nach Innen steht der Farbensinn. Ist aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Querare des Auges herabgetrieben (Stiegenaugen), so verräth das Personensinn, d. i. die Fähigkeit, andre Menschen, sie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Äußere haben, leicht wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. — Höher an der Stirn trägt der Mensch die Organe, welche seiner Gattung ausschließend zukommen und den Vorzug seiner Menschennatur ausmachen. Sie geben Aufschluß und Berichtigung über die Camperschen Bestimmungen der Gesichtslinie. Im Allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geistesstärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwicklung von Geisteskräften. Bei sehr jungen Kindern, in dem Alter, wo sich das Auffassungsvermögen (Beobachtungsgeist) zu regen anfängt, sowie bei ausgezeichneten Beobachtern, ist die verticale Stirnhöhe kugelig gewölbt. Die philosophische Speculation zeigt sich in der Mitte der Stirn an ihrem höchsten Punkte, die populäre Beredtsamkeit etwas unter derselben, der Wis offenbart sich durch die 2 hügelartigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirn, drückt sich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grausamkeit durch die Abwesenheit derselben; hinter derselben zeigt eine fortgesetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche

durch Einwirkung andrer Organe bald fanatisch, mystisch, religiös, politisch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnaht, streckt die Beharrlichkeit (Troz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darstellungsvermögen. Neben den Augen nach Außen, doch etwas höher als sie selbst, neben dem Zahlenfinne, drückt der Kunstfinn, die Anlage zu mechanischen Fertigkeiten, sich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlaubeit an, die, wenn ihr die Unterstützung edler Organe und Motive fehlt, und wenn sie in hohem Grade vorhanden ist, zum Diebsfinne ausartet. Dieser erzeugt dann ein Vergnügen an dem listigen Entwenden eines Gegenstandes, nicht an dem Besitze des Entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo sich der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsin zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsätze zu, findet sich die freundschaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Wurgstones, des Gehors, der Schlaubeit, der Bedächtigkeit, steht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundschaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberstehenden gezogen, durchschneidet die Altern- und Kindesliebe; über dieser nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte grenzt an die Beharrlichkeit der Hohenjan, der physisch (die Gemse, den Steinbock) zum Steigen treibt, moralisch zum edlen Stolge oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird. F.

Schaden. Die Lehre vom Schaden und dessen Vertreibung ist eine der wichtigsten und verwickeltesten im Recht, und darin wissenschaftlich noch viel zu thun. Schönmann's Buch: „Die Lehre vom Schadenersatz“ (1805, 2 Bde.), erschöpft die Sache gar nicht, und Haffs's gründlicheres Werk: „Die Culpa des römischen Rechts“ (1815), faßt sie nur von der einen Seite her auf, welche hier am wenigsten genügt. Schaden ist jeder Verlust, welchen Jemand an Demjenigen erleidet, was er mit Recht zu dem Seinigen zählte. Mit Recht; denn wer Dasjenige verliert, was ihm ohnehin nicht gehörte, erleidet auch keinen Schaden im juristischen Sinne. Der Schade ist 1) entweder ein unmittelbarer, positiver, directer (damnum emergens, domage), wenn er sich an Dem ereignet, was der Beschädigte bereits wirklich hatte; er ist mittelbar, privativ, indirect (lucrum cessans, intérêt), wenn er nur einen erst zu erwerbenden Gegenstand betrifft: entgebender Gewinn. Beides wird unter dem römischen *Id quod interest* verstanden. Er ist 2) entweder zufällig, wenn er bloß durch blind waltende Naturkräfte verursacht wird, wozu auch in gewisser Beziehung die Handlungen andrer Menschen gerechnet werden, oder verschuldet, wenn er in freien Handlungen eines Menschen seinen Grund hatte; es ist auch möglich, daß Zufall und Verschuldung als mitwirkende Ursachen zusammentreffen, sodaß beide als wesentlich bei der Entstehung des Schadens betrachtet werden müssen, und eine ohne die andre solchen nicht, oder auch, daß jede für sich allein ihn hervorgebracht haben würde. Bei dem zufälligen Schaden ist es sehr schwierig, darüber, wen derselbe treffen müsse, feste Grundsätze auszumitteln; die Regel: daß er Denjenigen, in dessen Person und Sache er sich ereigne, treffe (*casum sentit is, in cuius persona accidit, casum sentit dominus*), hat mancherlei Schwierigkeiten und Ausnahmen (Kant's „Rechtslehre“ und Schwab, „Vom unvermeidlichen Unrecht“, 1805). Die Verschuldung ist wieder a) eine absichtliche, vorsätzliche Beschädigung (*damnum dolo datum*), oder b) eine unvorsätzliche, aber durch Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit (*culpa*) herbeigeführte. Wer eine Handlung unternimmt, wodurch er bloß sein Recht ausübte, wenn auch ein Anderer dadurch beschädigt wird, ist doch zu keinem Ersatz verbunden (*qui jure suo utitur, neminem laedit*); hingegen wer ohne Recht (*injuria*) einen Andern beschädigt, ist dazu und in vielen Fällen durch ein Vergleichen oder auf analoge Weise (*ex delicto* und *quasi ex delicto*) dazu verbunden. Es ist eine persönliche Verpflichtung (*Obliga-*

tion), deren Entstehungsgrund bei Contractverhältnissen in der positiven Verbindlichkeit der Contrahenten liegt, in ihren Angelegenheiten gegenseitig mit Vorsicht zu verfahren, außerdem aber in der allgemeinen negativen Verbindlichkeit, Niemand zu beschädigen. Die bloße Verschuldung ohne Vorsatz (*culpa*) hat der Natur der Sache nach Abstufungen, welche sich sowohl nach allgemeinen Regeln (in abstracto) als nach der Handlungsweise eines bestimmten Menschen (in concreto) abmessen lassen. Wie viel Abstufungen das positive Gesetz annehmen will, scheint fast willkürlich, doch ist es kaum möglich, mehr als 3 aufzustellen: a) eine Vernachlässigung der gemeinsten, Jedem bekannten, durch das geringste Nachdenken zu findenden Regeln (*culpa lata*); b) eine Vernachlässigung solcher Regeln, welche nur für sehr seltene Fälle anwendbar sind und im gewöhnlichen Leben für übertrieben gehalten werden (*culpa levissima*), und c) ein dazwischen liegendes Mittlere (*culpa levis*). Solche 3 Grade nahmen die Meisten nach dem römischen Recht an; aber in der neuern Zeit findet man darin nur 2, eine grobe, aus Absichtliche grenzende, sich der Nachlässigkeit bewusste (*culpa lata*), und eine geringere (*culpa levis*), welche sich je nach den Umständen gestalten muß. Überhaupt aber läßt sich nicht verkennen, daß ebensowol der Punkt, wo die Verschuldung überhaupt nur anfängt, als auch der, wo große und geringe sich von einander scheiden, im Allgemeinen unbestimmbar ist. Was bei dem Einen ganz ohne Verschuldung ist, wenn der Zufall, die Nothwendigkeit ihn zwingt, Gegenstände zu behandeln, deren physische Gesetze er nicht kennt, ist bei einem Andern vielleicht *culpa lata*, und diese Grenzen verrücken sich daher immer, sowie die Kenntniß der Naturkräfte sich erweitert. Daher ist ein gewisses Schwanken in den Gesetzen, wenn sie diese Abstufungen genau zu bestimmen versuchen, fast unvermeidlich, und die Frage: ob eine Verschuldung groß oder gering sei? ist mehr factisch als nach rechtlichen Begriffen bestimmbar. Besonders in Ansehung des zufällig durch Thiere verursachten Schadens enthält das römische Recht eigenthümliche Bestimmungen; wenn ein Thier durch eine gegen seine Natur laufende Handlung Schaden thut (*pauperies*), kann der Eigenthümer sich durch Auslieferung desselben (*noxae datio*) von dem Schadensersatz losmachen; wenn er sein Vieh fremde Früchte abweiden läßt, findet eine *actio de pastu* gegen ihn statt; wer ein schädliches Thier hält, kann wegen des angerichteten Schadens *ex lege Aquilia* (eins der ältesten, noch aus den mittlern Zeiten der Republik herrührenden Gesetze über Schadenersatz überhaupt) belangt werden. Auch wegen eines noch nicht geschenehen, aber vorauszufehenden Schadens (*damnum infectum*), wenn ein Gebäude den Einsturz droht, kann Sicherheit gefodert werden. Wer durch eigne Verschuldung sich irgend einen Schaden zugezogen hat, kann überhaupt keinen Ersatz verlangen, wenn auch die Verschuldung eines Andern dabei mitwirkte (*damnum, quod quis sentit sua culpa, sentire non videtur*).

37.

Schadow (Johann Gottfried), Professor, Director der k. Akad. der Künste und mechanischen Wissensch. zu Berlin, auch k. Hofbildhauer und Mitgl. der Akademien der Künste zu Stockholm und Kopenhagen, ein berühmter deutscher Bildhauer, geb. 1764 zu Berlin, zeigte schon früh einen unwiderstehlichen Hang zu den zeichnenden Künsten; allein die Dürftigkeit seines Vaters — eines Schneiders mit einer zahlreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dranges nicht hoffen, bis er zufällig den ersten Unterricht im Zeichnen von einem Bildhauer erhielt und sich dann mehr im Zeichnen übte, endlich aber sich doch der Bildhauerei widmete. Von seiner Geliebten begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete sie dort im 21. J. sein s Alters und ging, Lehre, Pension, Altern und alle Aussichten aufgebend, mit Einwilligung und auf Kosten seines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig arbeitete er 1785—87 in dem Museum des Vaticans und des Capitols. Zu dem sogen. *Concorso di Palestra* machte er die gefoderte Gruppe in gebranntem Thon

und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er keine Verbindungen hatte, wie so viele andre mitbewerbende Künstler. 1788 erhielt er die durch des Bildhauers Tessaert Tod erledigte Stelle. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem verst. jungen Grafen v. d. Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., 1790 errichtete Denkmal in der Dorotheenkirche zu Berlin. Diesem folgten bald mehre, z. B. die kolossale Bildsäule des Generals v. Zietzen in Husarenuniform; die Bildsäule Friedrichs d. Gr. zu Stettin; ein Gypsmodell in Lebensgröße, welches die damalige Kronprinzessin, jetzt verewigte Königin Louise von Preußen, und ihre Schwester, die Herzogin von Cumberland, darstellt, wie sie sich an einander lehnen und umarmen; die Bildsäule Leopolds von Dessau im Lustgarten zu Berlin; mehre Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal des Generals v. Tauenzien zu Breslau. Außer den Modellen zu einem Denkmal für Friedrich d. Gr. verfertigte S. auch das Denkmal auf Luther in Wittenberg. Das Viergespann auf dem brandenburger Thor ist von ihm modellirt und von dem Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Außer vielen vortrefflichen Büsten berühmter Männer hat er das Blücher'sche Denkmal in Kostoß verfertigt. — Von seinen beiden Söhnen starb der ältere, Rudolph, 1822 als einer der ausgezeichnetsten Bildhauer in Rom. Außer mehren trefflichen Basreliefs, Büsten 2c. haben in der neuesten Zeit seine Statuen einer Sandalenbinderin und Spinnerin den einstimmigen Beifall aller Kenner erworben und sind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen. — Der andre Bruder, Wilhelm Friedrich, geb. zu Berlin den 6. Sept. 1789, Historien- und Portraitmaler, war Prof. und Mitgl. der Akad. zu Berlin und ging im Oct. 1826 als Director der Malerakademie nach Düsseldorf. Seine Arbeiten zeichnen sich durch das Edle und Reine des Styls, die Großartigkeit der Composition und ungemeyne Schönheit und Wärme des Colorits aus. Meisterhaft sind seine Bildnisse; seine Frescomalereien in der Wohnung des verst. preuß. Generalconsuls v. Bartholdy zu Rom beweisen, welche bedeutende Stelle er unter den Historienmalern einnimmt. Unter seinen neuesten Werken nennen wir das große Altarbild für Schulforte: Christus zwischen Johannes und Matthäus, und eine heilige Familie, gemalt 1825.

Schaf. Dieses Haushier lebt fast unter jedem Himmelsstriche, sobald Kälte und Nässe nicht übermäßig sind; es liebt reine Luft und gute Kräuterweiden. In Gestalt und Ansehen gibt es verschiedene Abarten: die isländischen Schafe haben mehre Hörner, die arabischen in Asien fette und dicke, oft bis 40 Pfund schwere Schwänze, die ungarischen gewundene Hörner und grobe Wolle. In Europa sind die spanischen und die englischen die besten Arten; jene stammen aus Afrika, diese aber durch Veredlung aus Spanien. (S. Schafzucht.) — Das Wort Schaf bezeichnet das weibliche Thier; hat es gelammt, so nennt man es Mutterschaf; das männliche Thier wird Widder, Stbhr, Stähr oder Bock genannt. Der verschchnittene Bock heißt Hammel, und der gemästete Hammel, wenigstens in einigen Theilen Deutschlands, Schöps. Ein neugeborenes Schaf heißt Lamm, man unterscheidet nach dem Geschlecht Bocks- und Schafslämmer. Die Bockslämmer werden, wenn sie nach einigen Wochen verschnitten worden, Hammellämmer genannt. Den Schafslämmern wird der Schwanz bis auf einige Glieder gekürzt. Jährige Lämmer heißen Jährlinge, zweijährige aber Zeitschafe, und diese werden zur Begattung gelassen. — Noch theilt man die Schafe in ein- und zweischürige, je nachdem sie jährlich ein oder zwei Mal geschoren werden. Selten bekommt man vom zweischürigen Vieh mehr Wolle als von dem einschürigen, und immer ist diese besser und feiner. Auch sind zweischürige Schafe schwer zu veredeln, denn immer müssen sie beim Anfange der Veredlung in einschürige verwandelt werden. — Das Alter der Schafe erkennt man aus den Zähnen. Das Lamm hat 8 Spitzzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es breite Schaufelzähne erhält. Der Jar-

be nach sind die Schafe weiß, braun, schwarz und scheckig. Scheckige nennt man auch Spiegelschafe. Die weiße Farbe der Wolle ist die beste, weil sie sich mit allen Farben färben läßt. In veredelten Schäferereien duldet man daher auch bloße weiße Schafe. — Gute Pflege und Fütterung sind bei der Schafzucht das Wichtigste. Um die Ausartung zu verhindern, ist es nöthig, alle 3 Jahre den Ankauf edler Stähre zu wiederholen. Man muß dabei außer der Gestalt und Gesundheit besonders auch die Weide berücksichtigen, an welche sie gewöhnt sind, da sie einen bedeutenden Wechsel nicht leicht vertragen. Schafe von starkem Leibe, breiter Brust und kurzen Beinen sind trefflich; sie bleiben gern bei der Heerde und fressen gut; dabei muß die Wolle fettig, fein, kraus, aber nicht verworren sein. Ein gesundes Schaf hat lebhaft und helle Augen mit vielen rothen Adern, ist munter und frist gut. Alte Schafe, die schon die Zähne zu verlieren anfangen, muß man gar nicht kaufen, sondern am besten nur zwei- und dreijährige. Das Schaf, als ein furchtsames, schwaches und einfältiges Thier, bedarf im Felde und Stalle der steten Aufsicht. Zu diesem Zwecke sind auch gute Schäferhunde nöthig, welche die Heerde vor Wölfen schützen und in Ordnung halten. Die Weide muß man mit Sorgfalt wählen. Sumpfige Wiesen sind den Schafen schädlich, zumal im März und April. Man darf sie nicht zu früh austreiben, sondern erst, wenn der Thau abgegangen ist. Auch muß man dafür sorgen, ihnen bei großer Hitze wo möglich Schatten zu verschaffen; daher weidet man sie Morgens auf der Morgenseite und Nachmittags auf der Mitternachtseite. Ihre Lieblingspflanzen sind das Schafgras (*Festuca ovina*), das Täschelkraut (*Bursa pastoris*), mehre Trespenarten *ic.* Die beste Begattungszeit der Schafe ist im Sept. und Oct.; wo aber die Stähre frei unter der Heerde gehen, begatten sie sich schon im August und selbst im Juli. Da nun ein Schaf nur 21 Wochen trächtig geht, so würden die Lämmer im härtesten Winter geboren werden. Dies zu vermeiden, sondert man die Widder von den Schafen und läßt sie erst zu Ende des Oct. zu ihnen. Ein Stähr zur Zucht muß wenigstens ein Zeitbock, stark, breit, krausköpfig und wollreich sein. Ein Schaf aber wird am besten erst zugelassen, wenn es vierjährig wird. Während des Tragens ist die sorgfältigste Pflege und Wartung nöthig; man muß sie mit unverdorbenem, gutem Futter versehen. In der Lammzeit muß der Stall noch erweitert werden; die ganz jungen Lämmer werden mit ihren Müttern 3 — 4 Tage besonders gethan, und erst nach 10 Tagen kann man sie unter die übrigen Schafe laufen lassen. Einige Mütter lassen ihre Lämmer nicht saugen, diese muß man absondern und eigens daran gewöhnen. Man muß ihnen in dieser Zeit das beste Heu und Grummt geben. Das erste Geschäft nach der Geburt der Lämmer ist, sie zu zeichnen, welches gewöhnlich an den Ohren geschieht. Später folgt dann das Verschneiden bei den männlichen und das Kürzen des Schwanzes bei den weiblichen Lämmern. Zu derselben Zeit muß man sie an das Fressen gewöhnen. Wenn das jüngste Lamm 3 Monate alt ist, kann man alle von den Müttern entwöhnen; die Schäfer thun es gewöhnlich zu Ende Mais oder Anfang Juni. Man treibt sie nun auf die beste Weide und schafft ihnen dabei die möglichste Abwechslung. Im Stalle muß man sie noch, so viel es geschehen kann, mit feinsblättrigem Wiesengras und etwas Luzerne füttern. Ein Irrthum ist es, daß man ihnen nichts zu trinken geben müsse. Man tränkt sie am besten vor dem Austreiben, oder treibt zuerst dahin, wo sie gesundes Wasser finden. Bei der großen Hitze im Sommer muß man dabei sehr behutsam verfahren. Die Lämmer werden gewöhnlich zum ersten Mal erst bei der zweiten Schur geschoren. Der Kopf behält die Wolle, weil sie verhindert, daß Insekten sich einnisten, wodurch die Drehkrankheit erzeugt wird. — Man halte nicht mehr Schafe, als man gut versorgen kann; wenige gut gepflegt werden mehr Vortheil gerähen als viele schlecht gepflegt. Man rechnet, daß das Schaf 7 Monate von der Weide lebt, 1 Monat vor dem Winter und 1 vor dem Frühling halb von Weide, halb von Fütterung, 3 Mo-

nate endlich ganz von der Fütterung. Dem gemäß muß man sich mit Heu und Stroh einrichten. Beim ersten Austreiben im Frühjahr dürfen die Schafe nicht ganz hungrig ausgetrieben werden, weil sie sonst zu begierig Alles, was ihnen vorkommt, fressen und leicht krank werden. Wenn aber das Gras erwachsen ist, kann man sie allenthalben hintreiben, nur nicht an morastige Orte. Darf man sie nicht mehr auf die Weide treiben, so kommen sie auf die Brachäcker, und werden diese umgerissen, so haben sie eine Hungerweide, wenn nicht bloß für sie bestimmte Weide hinlänglich vorhanden ist. Im Winter muß man ein Hauptaugenmerk auf sie haben, sie reichlich und gut tränken und füttern, denn davon hängt die Güte und Menge der Wolle, der Dünger und die Güte der Lämmer ab. Winter und Sommer muß man sie auch öfters Salz lecken lassen, besonders wenn sie ihre Begierde danach durch Be lecken der Lehmwände und des Erdbodens zeigen. Man rechnet hierbei auf 5 Schafe alle 10 Tage eine Hand voll Salz. — Der Nutzen, den die Schafe gewähren, besteht vornehmlich in der Wolle, dem Mist, der Milch und dem Fleische. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Gebräme, oder ohne die Wolle zu Pergament, Corduan und samischem Leder. Das Fett gebraucht man an Speisen, das Unschlitt zu Lichtern und die Klauen und Fußknochen zu Leim. Die hauptsächlichsten Krankheiten der Schafe sind die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Fäule, die Egel'n, die Drehkrankheit, das Blut, das Gliedwasser und die Kraude. S. Rud. André's „Anleit. zur Veredlung des Schafviehes“ (2. A. mit Zus. von Elsner, mit Kpfn., Prag 1826).

Schäfer (Gottfried Heinrich), ein um die griechische Grammatik hochverdienter und ungemein thätiger Philolog, wurde am 27. Sept. 1764 in Leipzig geb., wo sein Vater Bürger und Schneider war. Von seinem 9. J. an ward er auf der dortigen Nicolaischule von Martini, Forbiger u. A. für die akademischen Studien vorbereitet, die er 1781 begann. Neben seinem damaligen Hauptstudium, der Medicin, studirte er zugleich mit großem Fleiß, unter Platner's und Casar's Leitung, Philosophie, und unter Hindenburg u. A. Mathematik und Physik. In der Philologie, für die er von jeher große Vorliebe gezeigt hatte, genoß er den Unterricht eines A. W. Ernesti, Reiz und Beck. 1792 erlangte er die Magisterwürde, und einige Jahre später errichtete er in Verbindung mit einem a. Gelehrten in Leipzig eine Buchhandlung, in welcher u. a. sein „Athenaeus“ (1796) erschien. Später folgten viele Ausgaben nicht nur griech. und röm. Schriftsteller, sondern auch anderer in das Gebiet der Philologie einschlagender Schriften, von welchen hier nur die wichtigsten angeführt werden: „Plut. opp. moral.“ (Lpz. 1796 — 99). 1800 beendigte er die Reiz'sche Ausgabe des Herodot, welche nachher einige Male wieder aufgelegt worden ist, und gab den 1. Band seiner eignen Ausgabe des Herodot heraus (Lpz., 3 Bde.). 1802 erschien zu Leipzig von ihm der „Thesaurus crit. nov.“; „Juliani Imp. in Constantii laudem oratio“ und ein mit guten indicibus und einigen eignen Anmerk. versehener Abdruck der Porson'schen Ausg. von Euripides, 4 Tragödien; 1803 „Longi Pastoralia“; 1804 das von ihm überarbeitete Ernesti'sche „Glossarium Livianum“; 1805 „C. Plinii Sec. epistolae et panegy.“ Nachdem er sich 1806 das Recht, öffentliche Vorlesungen zu halten, erworben hatte, durch Vertheidigung der bekannten Dissert.: „Meletemata crit. in Dion. Halic. art. rhet.“, welche man auch an s. Ausg. des „Dionys. Halic. de compos.“ (Lpz. 1808) findet, erhielt er 2 Jahre später eine außerord. Professur der Philosophie. — Zu gleicher Zeit erschien von ihm des Lamb. Bos Buch über die Ellipsen in der griech. Sprache, mit vielen Zusätzen bereichert, sowie die Prachtausg. des Tryphiodorus (Leipz., bei Tauchnitz). Bei eben diesem gab er Theokrit, Pion und Moschus (1810), Pindar (1810), Homer (1811), Sophokles (1812), Anakreon (1811) und A. heraus und machte sich auch um verschiedene von desselben Stereotypausgaben, bei welchen er oft stillschweigend manche

gute Änderung traf, sowie auch um einige der Weigel'schen Ausg. durch möglichst genaue Correctur verdient. 1809 besorgte er eine Sammlung von Valckenaer's „Opuscul. oratt. critt. etc.“ und gab „Bastii epist. crit.“ und bald darauf „Apollonii Rhodii Argonaut.“ (Lpz. 1810, 2 Bde.) heraus; 1811 „Aristophanis Plut.“ und den vorzüglich reich ausgestatteten „Gregorius Corinthius“; 1816 „Etymol. Magn. ed. Sylburg.“ (Lpz., 4.); 1817 „Brunckii poëtae gnom.“ und „Aesopi Fabul.“ Seine aus 6696 Bdn. bestehende und die ausgefuchtesten und seltensten Ausg. der Classiker, nebst a. wichtigen philologischen Büchern enthaltende Bibliothek wurde ihm 1818 vom Könige von Sachsen abgekauft, der Universitätsbibliothek einverleibt und er selbst als Bibliothekar an derselben angestellt. (S. Leipzig, als Universität.) Außer dem „Ammonius de differ. verb. aëlin.“ (Lpz. 1822) und „Phalar. epist.“ (Lpz. 1823), welche be'den Bücher mit vielen schätzbaren Noten von ihm durchwebt sind, bearbeitete er noch den Demosthenes mit verbeß. Reiske'schen Text (Lond. seit 1822). Überdies findet man noch viele Bemerk. von ihm in der neuen Iondner Ausg. des Stephan'schen „Thesauru.“ und in a. Schriften, deren Correctur er b. sorgte. Leider hatte diese so undankbare Arbeit des Corrigirens die traurige Folge, daß er dadurch die Schärfe seiner Augen im hohen Grade schwächte.

Schäfergedicht, Schäferspiel, Pastorale. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichste und ruhigste, und ihre Sitten den in den Verhältnissen der conventionnellen Welt lebenden Menschen die sanftesten und unschuldigsten schienen, so wurden hauptsächlich sie von ältern und neuern Dichtern zu handelnden Personen des Idylls, das daher auch oft den obigen Namen bekam, gewählt. Doch ist die Idylle (s. d.) nicht auf das Schäfer- und Hirtenleben beschränkt. Die kunstmäßige dramat. Ausführung eines größern idyllischen Stoffes, besonders wenn die Hauptpersonen Schäfer sind, heißt Schäferspiel. Dieser letztern Art der Behandlung haben sich zuerst die Italiener bedient, z. B. Tasso und Guarini; auch unter den Franzosen wurde dieselbe einige Zeit Mode und nahm selbst, gegen seine Bestimmung, die Ziererei der Empfindungen der modernen Gesellschaftswelt in sich auf, weil man sich nicht aus seinem Kreis heraus versehen konnte. Wer erinnert sich nicht dagegen an Goethe's „Launen des Verliebten“?

Schaffhausen, einer der kleinsten unter den 22 Cantonen Helvetiens, der Rangordnung nach der 12. in der Eidgenossenschaft. Er liegt am nördlichsten in der Schweiz, am rechten Rheinufer, vom Großherz. Baden größtentheils umgeben; südlich trennt ihn der Rhein von den Cantonen Zürich und Thurgau. Auf seinen 5; □ M. leben 30,000 Menschen, die sich, mit Ausnahme weniger Katholiken, zur reformirten Kirche bekennen. Der hügelige Boden mit weiten Thälern gehört zu den fruchtbarsten der Schweiz. Die höchste Gegend, der Randenberg, im Norden des Cantons, liegt 1200 Fuß über dem Rheine. Außer diesem Flusse gibt es nur Bäche; die Gutach bildet gegen Westen an einigen Stellen die Grenze. Die Hügel enthalten mannigfaltige Versteinerungen und treffliches Eisenerz. Wein- und Feldbau beschäftigen die Einw. vorzüglich, auch gutes Obst wird gezogen, und die Viehzucht mit Einsicht betrieben. Die Fabrikarbeiten sind nicht einmal in der Hauptstadt besonders wichtig; doch sind Durchfuhr und Expeditionshandel nicht unwichtig. Die Verfassung ist aristo-demokratisch. Ein großer, aus 74 Mitgl. bestehender Rath hat die gesetzgebende, ein aus 24 Mitgl. des großen Raths bestehender kleiner Rath hat die vollziehende Gewalt und ist die oberste Justizb. hörde. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr lang den Vorßiß in beiden Räthen. Zum Bundesheere stellt der Canton 466 Mann; zu den Kriegskosten und a. Ausgaben des Bundes zahlt er jährlich 9320 schweiz. Franken. Die Hauptst. Schaffhausen, am rechten Rheinufer, am Abhange eines Hügel's von kleinen Bergen eingeschlossen, entpält 811 Gebäude in der Stadt und 395 in den 3 Vor-

städten, und 7000 Einw. Der Ort hat, obgleich die Straßen nicht eben sind, doch ein freundliches Ansehen und mehre gutgebaute Häuser. Über den Rhein führt eine 120 Schritt lange hölzerne Brücke, an deren Ende das zürcher Gebiet anfängt. Die von 1754—58 erbaute 364 Fuß lange, schöne hölzerne Rheinsbrücke, in ihrer Art ein Meisterstück, ein Hängewerk, welches, außer auf den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, wurde 1799 von dem franz. General Oudinot zerstört. Am höchsten Ende der Stadt, auf dem Emmersberge, liegt die alte Feste Unnoth oder Munoth. Außer dem Collegium Humanitatis mit 9 Professoren für Theologie, Physik, Philosophie, Mathematik, Geschichte und alte Sprachen, hat die Stadt noch ein Gymnasium. Die Stadtbibliothek wurde durch die Büchersammlung Joh. v. Müller's (dessen Geburtsort diese Stadt ist) beträchtlich vermehrt. Es sind hier eine Gussstahlfabrik, Fabriken von baumwollenen und seidenen Zeugen, eine große Cattanndruckerei, große Gerbereien und eine Baumwollenspinnerei. Übrigens beschäftigt viele Bewohner die Güterverfendung, der Handel mit Landeserzeugnissen, als Wein, Getreide, Kirschgeist ic. Am meisten wird Landbau betrieben. Spaziergänge sind der Säsenflaub an der Westseite der Stadt mit einem schönen Garten, die neue Promenade, das romantische Mühlthal und die Klus. Eine Stunde von der Stadt ist der berühmte Rheinfall (s. d.).

Schaffsur. Bei einschürigen Schafen (s. Schaf) ist die Zeit der Schaffsur im Mai; bei zweischürigen im Mai und um Michaelis. Den Tag vor der Schur schwimmt oder badet man die Schafe und sorgt dafür, daß sie sich bis zur geendigten Schur nicht wieder beschmutzen. Das Scheren geschieht am besten unter einer Scheuer. Man bindet dem Schafe die Füße, hütet sich aber möglichst, es zu verletzen. Man sortirt hierbei zugleich die Wolle so viel möglich; vornehmlich scheidet man die Kammerwolle ab, weil sie viel feiner ist. Der Ertrag bei der Schaffsur ist sehr verschieden, gewiß aber ist es, daß alle veredelte und gut gefütterte Schafe mehr Wolle geben. Die geschorenen Schafe führt man auf die beste Weide oder füttert sie noch besonders gut, weil sie eine große Eclust haben.

Schafft, s. Säule.

Schafftgesimse, so viel als Fuß, Säulenuß, s. Säule.

Schafzucht. Die englische Schafzucht wurde schon vor 400 Jahren durch die Verpflanzung span. Race auf den engl. Boden veredelt. Man nahm hierzu die ersten Schafe aus der spanischen Barbarei, welche sehr wohl gediehen. Aber erst unter Elisabeth wurde die Schafzucht zur Vollkommenheit gebracht. Man kaufte dazu castilische Widder, ertheilte Privilegien und Prämien und erhielt dadurch schon nach 8—10 J. eine so ausgezeichnete Race von Schafen, als man sie kaum in Spanien hatte. Sorgfältig fortgesetzte Zucht hat sie in diesem vollkommenen Zustande zu erhalten gewußt und daraus eine ergiebige Goldgrube für England gemacht. Die gemeinen engl. Schafe sind gewöhnlich gehörnt. Die Hörner der Widder sind größer und seitwärts gewunden; die der Schafmütter und Hammel hingegen liegen am Kopfe an; gehen über die Ohren, auch wol unter denselben weg, oder sind gleich über den Augen gekrümmt. Die besten Schafe haben einen gewölbten, breiten, nicht runden Rücken, feine kurze Beine, kleinen Kopf, gleichförmige feine Wolle, lange Schwänze und lange Schwanzhäufe. Man findet sie in Lincolnshire, Dorsetshire, Wiltshire, Herefordshire, Norfolk und Wallis. Da die Nahrung der Schafe auf die Güte der Wolle den entschiedensten Einfluß hat, so wählt man die Arten jebesmal nach der Beschaffenheit der Weide. Bei dem Versetzen der Schafe kommt man ihnen durch künstliche Futterkräuter zu Hülfe. Die großen Schafheerden sind in England Winter und Sommer auf dem freien Felde; sie besser versorgen zu können, theilt man sie in mehre kleine Abtheilungen. Der engl. Landwirth hält auf künstliche Wiesen, sucht auch wol Gemeinweiden zu benutzen. Er bau Turnips und Kraut zur Winternahrung der Herde. Dabei rechnet er auf

100 Schafe für 5 Monate 4 Acker mit Turnips. Sonst muß er wenigstens 20 — 30 Morgen Land für jedes 100 Schafe haben und ein Stück Land zu Pimpernell oder Raygras, um sie mit Anfang des Frühlings dahin treiben zu können. Den Pserch führt er, und zwar mitten im Winter, der freilich in England gelinder ist als besonders im nördl. Deutschland, auf trockenes und kiesiges Land. Die jungen Schafe benutzt er noch anderweitig. Er kauft sie nämlich im Sept., hält sie bei den Lämmern auf dem ärmsten Lande und zieht sie dann mit Turnipskraut spärlich auf. Im folg. Sommer verkauft er erst die davon kommenden Lämmer und dann die fetten Schafe, und zwar schon im Mai, wo sie am meisten gelten. Einige kaufen im Herbst jährige Mutterlämmer, stellen sie in einen besondern, mit Rüben besetzten Platz, lassen sie selbst die Rüben ausreifen und abfressen, und machen sie dann zum Verkaufe fett. Mehr Nutzen soll dabei sein, wenn man 2—3jährige Widder anschafft, den Winter über mit Kraut und Turnips erhält, und wenn es angeht, beständig auf trockenem Sande mit Grasland zum Pserchen stellt, sie dann mit allerhand Futter anfüttert und im April oder Mai verkauft, wo sie am theuersten sind. Kraut macht sie besser fett als Turnips. Einige geben ihnen vom Oct. bis ins Frühjahr Gras und Rüben und treiben sie im Nothfall auf Korn- und Weizenfaat, oder wenn der Boden naß ist, auf trockenes Grasland. Im Herbst schmieren die Engländer die Schafe mit Theer und Butter, um die Klaude zu verhüten. Im Oct. und Nov. läßt der Engländer auch durch magere Schafe den Rest des Sommergrases abweiden, fette aber füttert er mit Turnips und Kraut. Trefflich zum Mästen ist Heu und Turnips, auch Gerstenmehl, Mahlstaub, kurz jedes trockene Futter, selbst Spreu, verbunden mit der wässrigen Turnips; Rüben mit Linsenstroh und zuweilen Heu, was viele Deutsche geben, schlagen ebenfalls sehr gut an. Zum Winterfutter für die Schafe baut der Engländer vorzüglich das schottische Kraut und Kohlrabi (Quack), womit man bis in den Mai füttern kann. Auf mittelmäßigem, aber gut bearbeitetem Boden gibt Klee und Raygras ein Futter bis in den Mai; doch werden zur Abwechslung mehre Felder erfordert. Vom Febr. an füttert der Engländer statt der hartwerdenden Turnips mit Kraut. Ist noch Raygras oder sonst ein Futtergras vorhanden, so gibt er auch dies. In dieser Zeit läßt er weder Schafe noch Lämmer hungern, und verkauft lieber einen Theil, um den andern besser versorgen zu können. In der Mitte des Mai treibt man gewöhnlich die Schafe auf die Weiden und Tristen, die oft voll Kagenzahl und Farnkraut stehen und mit Ameisenhaufen bedeckt sind. An manchen Orten aber hat man gute, wohlumzäunte Wiesen. Dabei kommt die Eigenschaft der Heerde in Betracht. Besteht der Stamm aus magern Schafen, die man bloß der Lämmer und der Wolle wegen zieht, so gibt man ihnen nur mittelmäßige Weiden. Wo man umzäunte Felder und Wiesen hat, kauft man im Aug. und Sept. Schafe, bringt sie auf Brachfeld oder armes Grasland bis Weihnachten, gibt ihnen dann etwas Rüben oder Kraut und füttert sie bis zur Sommerszeit möglichst gut, damit sie zum Verkauf recht fett werden. Schon im Mai fängt der Engländer das Pserchen an, um besonders Kraut- und Rübenbrachen zu nutzen, die dann im Juni bepflanzt werden. Im Juni theilt man die Schafe ab, je nachdem man sie mästen oder zur Zucht und Wollnutzung halten will. Erlaubt es die Witterung, so wird jetzt auch die Schur vorgenommen. Das Schaf wird einige Tage vorher ganz rein gewaschen, dann an einen reinlichen Ort gebracht und endlich mit größter Behutsamkeit, erst an Bauch, Füßen und Schenkeln, dann an Rücken und Hals geschoren. Den Lämmern läßt man vorn die Wolle, um sie mehr vor der Witterung zu sichern. Nach der Schur hält man die Schafe gewöhnlich 24 Stunden im Stall, welcher gesund, lustig und reinlich ist. Man wäscht, kämmt und büst sie die Schafe, um sie von aller Unreinlichkeit frei zu halten. Der Engländer berücksichtigt sorgfältig die Natur des Schafes. Da das trockene Futter demselben nicht angenehm, das

feuchte aber nicht dienlich ist, so gibt er beides nebeneinander; bei feuchtem Wetter führt er die Schafe auf Anhöhen und trockene Tristen, bei trockenem in nasse Gegenden. Auch theilt er seine Heerde so ab, daß die starken Schafe nicht den schwächern das Futter wegfressen, sondern alle genugsames Futter erhalten. Da der Wohlstand der Heerde ursprünglich von den Widdern abhängt, so berücksichtigt er bei der Wahl derselben alle Umstände. Ein Widder zur Zucht muß seine, glänzend weiße Wolle ohne Flecken haben, über 2 Jahre alt und wo möglich ein Zwilling sein. Er muß völlig ausgetragen werden, von der zweiten oder dritten Generation, im Frühling gesetzt und von der Mutter so lange gesäugt worden sein, als er gewollt hat. Man rechnet auf 40 Schafe 1 Widder. In England allein sollen über 43, in Schottland und Irland 30 Mill. Schafe gezogen werden. — Die spanische Schafzucht. Das ursprünglich spanische Schaf gibt nicht feinere Wolle als das deutsche. Um die durch afrikanische Schafe veredelten Schafheerden, Merino (s. d.) genannt, nicht wieder ausarten zu lassen, hütete man sie sorgfältig vor aller Vermischung mit gemeinen. Man traf außerdem noch eigne Anstalten, um einen so einträglichen Zweig der Staatswirtschaft immer mehr zu vervollkommen, namentlich bestellte man eigne Gerichte für alle Gegenstände, die auf Schafe, Wolle, Schäfer, Weiden u. s. w. Beziehung haben. Die Art, wie die veredelten Schafheerden in Spanien behandelt werden, ist gewöhnlich folgende: statt daß die gemeinen Schafe nie aus der Gegend kommen, wo sie geworfen worden, und in den Winternächten in den Schäferereien eingeschlossen bleiben, lebt die veredelte Gattung beständig unter freiem Himmel, hält sich den Sommer über vornehmlich in dem gebirgigen Theilen von Alcañices oder der Montaña, und in der Herrschaft Molina von Aragon auf, welche die höchsten Gegenden von Spanien sind und seine vorzüglichsten Weideflächen abgeben. Die Montaña ist die höchste, und die Molina die niedrigste Sommerweide. Jene steht voll gewürzreicher Pflanzen, die auf dieser fehlen; sonst sind diese Gebirge mit Eichen, Buchen, Birken, Stechpalmen und Haselstauden bedeckt; auch findet man hier alle Pflanzen, die in der Schweiz wachsen. Wenn der Schäfer oder Führer einer Heerde mit seinen Schafen an den Ort seines Sommeraufenthalts kommt, gibt er ihnen zunächst so viel Salz, als sie lecken wollen. Man rechnet (vielleicht zu hoch) in den 5 Sommermonaten auf 1000 Schafe ungefähr 20 Ctr. Salz. Zu Ende des Juli werden die Böcke zu den Schafen gelassen, 5—6 auf 100 Schafe; vor- und nachher werden sie getrennt. Die Böcke geben mehr, aber nicht so feine Wolle; auf 25 Pfund rechnet man 3 Böcke oder 5 Schafe. In der Mitte Sept. zeichnet man die Schafe, indem ihnen die Lenden mit einem im Wasser aufgelösten Ocker oder der sogen. Amalganerde gerieben werden. Mit Ende des Sommers werden die Schafe in ganzen Heerden zu 10,000 Stück, in Trupps von 1000—1200 Stück, aus diesen gebirgigen Gegenden in die südlichen Ebenen von La Mancha, Andalusien, vorzüglich aber nach Estremadura getrieben. Sie fangen den Zug nach wärmern Gegenden zu Ende Sept. an, wobei sie besonderer Gerechtigkeiten genießen. Bisweilen machen sie 6—7 Meilen an einem Tage, um an gute Weide- und Ruheplätze zu kommen. Man schätzt die ganze Reise vom Gebirge bis ins Innere von Estremadura 150 Meilen, und dazu brauchen sie etwa 40 Tage. Nun ist die erste Sorge des Schäfers, sie auf die Weide des vorigen Winters, und wo die meisten Jungen geworfen worden, zu führen. Diesen Ort erkennen sie selbst mittelst des Geruchs. Hier werden nun Horden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Kurz nach der Ankunft auf der Winterweide fällt die Lammzeit ein. Die unfruchtbaren bekommen alsdann schlechtere, die trächtigen eine bessere, die aber, welche gelammt haben, die beste Weide. Die spätesten Lämmer kommen nach den fettesten Gegenden, um desto gestärkter zur Reise zu werden. Im März haben die Schäfer vielerlei Arbeiten bei den Lämmern zu verrichten, nämlich die Schwänze zu kürzen, die Nase mit einem

heißen Eisen zu zeichnen, die Spitzen der Hörner abzufügen und die zu Hammeln bestimmten zu verschneiden. — Im April ist die Zeit, nach dem Gebirge zurückzukehren; die Heerde selbst äußert um diese Zeit durch Unruhe ihr Verlangen zu wandern; einzelne Schafe entlaufen u. s. w. Mit dem 1. Mai fängt die Schur an, wenn das Wetter nicht unfreundlich ist. Das Scheren geschieht an bedeckten Orten. Vor der Schur wird eine beträchtliche Anzahl Schafe in das große Schafhaus gebracht, welches aus 2 Gebäuden, 4 — 800 Schritte lang und 100 Schritte breit, besteht. Davon werden gegen Abend so viele, als man den nächsten Tag zu scheren gedenkt, in eine lange, schmale und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwitzhaus heißt, wo sie, dicht aneinanderstehend, stark ausdünsten müssen. Dadurch wird die Wolle sanfter und für die Schere geschmeidiger gemacht. Die Wolle wird sortirt und vor der Versendung gewaschen, die Schafe aber an einen andern Platz gebracht, gezeichnet, und diejenigen, welchen die Zähne fehlen, zum Schlachten ausgesucht. Man rechnet in Spanien 8 Mill. Schafe. — In Deutschland wurde zuerst in Sachsen die Schafzucht durch Veredelung des inländischen Stammes verbessert. Im Erzgebirge geschah dies nur durch ungarische Stähre; das meißner Land aber wurde der eigentliche Hauptsitz der veredelten Schafzucht. Schon 1765 wurden über 200 span. Stähre und Mutterschafe, von 2 span. Schäfern begleitet, nach Sachsen gebracht, welche man in dem ehemaligen Thiergarten bei Stolpen aufnahm. Dieser span. Stamm wurde 1778 durch einen Zuwachs erlesener Merinoschafe aus den besten Heerden Leons und Castiliens vermehrt, und zur Erweiterung der Anstalt in Lohmen und Rennerdorf und anfangs auch in Hohnstein Schäferreien angelegt. Diese Schäferei in Stolpen hat seitdem durch sorgfältige Sorgfalt einen vorzüglich feinwolligen Stamm erhalten. Sie ist die erste ursprünglich span. Schäferei in Deutschland, und man behauptet, Spanien selbst habe jetzt keine Heerde mehr aufzuweisen, die dem 1765 nach Sachsen gekommenen Stamme vollkommen gleich wäre. Sie hat auf die Veredelung der Schafzucht zunächst in Sachsen und dadurch auf den Gewerbleiß des Landes wohlthätig eingewirkt, da von 1779 — 1811 über 10,000 Stähre und Mutterschafe an andre inländische Schäferreien gegen festgesetzte sehr billige Preise abgelassen wurden. Es wird daher das ursprüngliche deutsche Schaf fast nirgends mehr in Sachsen gefunden, und eine neuer Stamm feinwolliger Schafe hat sich gebildet, die man Electoral schafe, wie die davon gewonnene Wolle Electoralwolle nennt. Wenn auch, wie man behauptet hat (v. Ehrenfels, „Über das Electoral schaf und die Electoralwolle“, Prag 1822), jetzt in Sachsen selbst selten noch reine Abkömmlinge der Heerde von 1765 sich finden, da die sächs. Gutsbesitzer gewöhnlich nur ihre Landschafe durch echte Electoralböcke veredeln, und selbst echte Electoralheerden dadurch verderben, daß sie, um ihnen größern Wollertrag zu geben, dichtwollige span. Böcke von fremder Abkunft einmischen: so sind doch allerdings noch Heerden im Besitze des reinen Stammes, aber freilich könnte die Schafzucht in Sachsen durch die gewöhnliche Verschleuderung der Stammthiere leiden. Die von der Heerde von 1765 abstammenden Schafe haben selten ganz glatte Wolle ohne alle Biegungen, sondern die reinen Abkömmlinge derselben durchaus entweder, und zwar größtentheils gewässerte, oder aber, jedoch seltener, sehr gekräuselte Wolle. Außer den königl. Schäferreien, die immer ganz rein in der Abstammung und edel in der Zucht erhalten wurden, haben auch andre Gutsbesitzer im Lande Stammheerden aus Spanien erhalten und reine Merinoschäferreien gezogen. Dahin gehört besonders die Schäferei auf der schönburgischen Herrschaft Rochsburg im Erzgebirge, die seit langer Zeit vortreflich gehalten worden ist. Sie hat während des ganzen Jahres Stallfütterung, und die wohlgenährten Jährlinge haben bereits ihre beinahe vollständige körperliche Ausbildung, und geben daher schon bedeutenden Ertrag einer sehr langen und kräftigen Wolle. — Ähnliche Merinoschäferreien sind zu Hohlitzsch in Mähren, wo man sich die Veredelung

der Schafzucht sehr angelegen sein läßt, und in Rambouillet. Auch in Preußen wird eine solche Anstalt gegründet. Hr. v. Ehrenfels hat den Vorschlag gethan, den span. Stähr mit sächs. Electoralschafen von 1765 zu beziehen und dann nach deutschen Veredelungs- und Paarungsgrundsätzen fortzufahren, um dadurch reine Wolle zu erhalten, die weit vorzüglicher als selbst die spanische wäre. (S. Wolle und Wolllhandel.) S. D. J. W. D. Korth: „Das Schaf und die Schafzucht in allen ihren Zweigen“ (Berlin 1825, 2 Bde.).

Schagren, **Schagrín** (Chagrain oder Chagrín), in der Levante Saghir genannt, ist ein lothgahres starkes und hartes Leder, das auf der Narbenseite überall kleine körnige Erhebungen oder Hügelchen hat, leicht allerlei Farben annimmt und sich im Wasser erweicht. Dieser Handelsartikel wird von den Tataren, Russen und Tripolitanern aus Häuten der bucharischen Walbesele zubereitet. Manche glauben irrig, daß diese Eselshäute von Natur das Narbige an sich haben, und aus Keiner andern Thierhaut sich Schagren machen lasse. Im Gegentheil wird zu Astrachan in Rußland und in ganz Persien Schagren aus den Theilen der Pferdehäute bereitet, die das äußerste Ende vom Rücken und den Lenden umgeben. Diese Hautstücke werden in Gestalt eines halben Mondes ausgeschnitten. Die entfleischte, enthaarte und vollkommen von Nebenhäuten freigemachte Haut spannt man in einem Rahmen aus, bedeckt sie auf der Haarseite mit den harten Körnern einer Art Melde (*Chenopodium album*), und drückt die Haut durch Treten in die Oberfläche der Haut ein. Auf ein Bret gelegt, läßt man so die Häute trocknen, und dann nimmt man mit einem besondern scharfen Messer die durch das Eindringen der Körner auf derselben Seite entstandenen Erhöhungen hinweg. In Wasser eingeweicht, gehen die Körner hernach von selbst wieder aus der Haut, und lassen auf der einen Seite lauter kleine Grübchen, auf der andern lauter kleine Erhöhungen zurück. Nun erst werden die Häute gefärbt. Die gewöhnlichste und beliebteste Farbe ist die meergrüne (mitteltst des Kupferstaubes und einer Salmiakauflösung), aber auch blau, roth, schwarz und aschgrau färbt man Schagren. Die Bulgaren gerben die ganzen Eselshäute nach Schagrenart; aber die feinen und vorzüglich schön gefärbten Häute, die uns Astrachan und Persien liefern, werden aus den obgedachten Rückenstücken der Pferdehäute bereitet. Am schwarzen Meere, insonderheit zu Ghösewo, macht man sie bei vielen Tausenden. Sie gehen besonders nach Bender und Konstantinopel, wo sie zu Messer- und Säbelscheiden verbraucht werden. Die geringern Schagrenforten kommen aus verschiedenen Gegenden von der barbarischen Küste, besonders von Tripolis. Die schlechteste Art ist die, welche bei uns auch hier und da aus Ziegenfellen verfertigt wird. Letzteres erkennt man daran, daß sich die Oberfläche schält. Die Schagrenhäute müssen recht groß, von schönem Ansehen, überall gleich fein, und nur wenig glänzende ungeförnte Stellen haben. Man handelt sie nach Dugenden. — Auch nennt man **Schagren** die mit härtern und scharfern Körnern zubereitete Haut von Fischottern, Echunden und einer Art Meerkraken.

Schall, die allgemeine Benennung für das Object (den Gegenstand) des Gehörs. Ton, Klang, Laut, Geräusch, Knall, Säusen u. a. Benennungen bezeichnen daher verschiedene Arten und Modificationen (besondere Bestimmungen) des Schalls. Bei der Betrachtung (Theorie) des Schalls sind zu erörtern: 1) die Natur oder das Wesen des Schalls, 2) die verschiedenen Entstehungsarten, 3) die Fortpflanzung, 4) Grund der verschiedenen Stärke, 5) Arten des Schalls. Daß das Wesen des Schalls in einer Bewegung besteht, davon kann man sich schon durch bekannte Erfahrungen überzeugen. Bei einem starken Donner z. B. klirren (ergittern) die Fensterscheiben, und durch den Knall naher Kanonen werden sie gar zersprengt, was nur aus dem Stoß der heftig erschütterten Luft erklärbar ist. Ein Trinkglas kann durch bloßes Schreien in dem diesem Glase eigenthümlichen Tone zerbrochen werden, und bei klingenden Körpern, z. B. Glocken, auf welche man etwas Sand aufgestreut hat, bemerkt man eine hüpfende Bewegung der

Sandkörner. Das Letztere deutet auf ein Zittern der schallenden Körper; daher die bisher gewöhnliche physikalische Erklärung: der Schall sei eine zitternde (schwingende Bewegung der Luft oder überhaupt elastischer Körper, welche dem Ohre mitgetheilt dieses erschüttere und mittelst des Hörnerven das Hören (die Wahrnehmung des Schalls) hervorbringe. Diese Erklärung ist aber unbefriedigend und gibt keinen Aufschluß über die große Mannigfaltigkeit des Schalls. Ein mechanisches Zittern der Körper kann man sich nur verschieden denken nach der verschiedenen Stärke des Zitterns und nach der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen auf einander folgen; die erstere Verschiedenheit macht einigermaßen die verschiedene Stärke des Schalls, die letztere die Mannigfaltigkeit in der Höhe und Tiefe der Töne begreiflich, aber nicht die (qualitativ) verschiedenen Arten des Schalls, nicht die unentliche Mannigfaltigkeit in der Eigenthümlichkeit des Klanges, wodurch sich die Körper für das Ohr von einander unterscheiden. Ehlanitz's Klangfiguren (s. d.) haben denkende Naturforscher auf einen bessern Begriff des Schalls geleitet. Das Zittern nämlich (welches Jeder leicht von der Massenbewegung [Bewegung der ganzen Körper] betrifft nur die kleinsten Theile oder Atome der Körper, welche sich, wiederholt, gegen und von einander bewegen. Das Zittern wird durch Stoß und Reiben, also mechanisch, erregt, aber ohne deshalb selbst mechanisch zu sein, und es sind vorzüglich die starren, elastischen Körper, welche so in zitternde Bewegung gesetzt werden können. Beim Zittern wird das Innere der Körper erregt und bewegt, und die Geseze der Urbewegung, nach welchen die Atome eines Körpers sich ursprünglich in Krystallform zusammengefügt haben, werden wieder lebendig und offenbaren sich als Schall, d. h. in bestimmten Zitterfiguren, als Nachbildung oder Wiederholung der eigenthümlichen Krystallform des Körpers in der bloßen Bewegung seiner Atome. Denn wie die äußere Bewegung der Körper Linien bildet und Figuren sichtbar umschreiben kann, so erfolgt die innere Atomenbewegung nach nothwendigen Formgesezen und bildet hörbare Figuren, die Zitter- oder Klangfiguren, die sich der Luft zur Fortpflanzung einprägen oder mittheilen, durch diese den Gehörwerkzeugen, durch diese endlich dem Hörnerven, worin sich die gleichen Klangfiguren abbilden. Da also in den Zitterfiguren die Geseze der Urbildung oder Krystallisation wieder rege werden und sich in der Atomenbewegung wiederholen, so muß man das Zittern oder Schallen der Körper als ein Streben derselben betrachten, wieder in den Urzustand zurückzukehren, d. h. sich wieder auf dieselbe Art in Atome aufzulösen, wie sie aus Atomen, durch deren Bewegung und Vereinigung entstanden waren; aber die Starrheit (Cohäsion) der Körper widersteht diesem Streben, sie hebt die Bewegung allmählig auf (der Klang verliert sich) und läßt es nicht zur Auflösung kommen. — Die verschiedenen Entstehungs- oder Erregungsarten des Schalls sind eigentlich nur scheinbar, nicht wesentlich verschieden. Vergleicht man die Entstehungsart des Klangs einer Glocke, eines Trinkglases, einer Saite u. s. w. mit der Entstehung des Knalls einer Peitsche oder eines Schießgewehrs, des Donners, der menschlichen und Thierstimme u. s. w., so scheinen hier freilich sehr verschiedene Ursachen den Schall zu erregen; aber im Grunde läßt sich alle Schallerregung auf Stoß und Reibung zurückführen. Der Hauptunterschied ist nur der, daß entweder starre (feste) Körper an starren sich reiben oder stoßen, oder daß unmittelbar die Luft einen Stoß oder eine Reibung und dadurch Pressung und Erschütterung erleidet. Da die erstere Entstehungsart (durch Stoß und Reibung starrer Körper) sehr bekannt ist, so bedarf nur die letztere einer Erörterung. Das Rauschen oder Säusen des Windes entsteht durch das Reiben der bewegten Luft an festen Gegenständen, z. B. an Häusern, Thürmen, Bäumen; bei letztern wird, wenn sie belaubt sind, das Rauschen noch durch das Reiben der Blätter an einander verstärkt. Beim Losbrennen eines Schießgewehrs empfängt die im Rohr be-

schränkte Luft, vermöge der plötzlich'n Entwicklung verschiedener Gasarter aus dem entzündeten Schießpulver, einen heftigen Stoß und augenblickliche Pressung, wodurch zugleich das Rohr des Schießgewehrs heftig erschüttert wird, was zur Verstärkung des Schalls viel beiträgt. Die Stimme der Mensch'n und Thiere entsteht durch die Reibung der aus der Lunge durch die Luftröhre streichenden, an den elastischen Wänden derselben, besonders des Zungenkopfs, durch dessen zitternde Bewegung vorzüglich die Töne hervorgebracht, durch die Stimmriße aber zugleich hinsichtlich der Höhe und Tiefe der Töne modificirt werden; denn je enger die Öffnung ist, durch welche die schallende Luft streicht, desto höher wird der Ton, und umgekehrt, je weiter die Öffnung, desto tiefer der Ton. Daher die Höhe der Tonleiter bei Singvögeln. Der vollkommene, unendlich modificirbare Bau des menschlichen Luftröhrenkopfs bedingt, von organischer Seite, die Vollkommenheit des menschlichen Gesanges und der menschlichen Sprache, bei welcher noch die Töne oder Laute durch die Zunge mittelst des Widerstandes der Zähne articulirt werden. Im Blasinstrument entstehen die Töne im Ganzen auf dieselbe Art wie in der Luftröhre, die man bildlich das organische Blasinstrument nennen könnte, während umgekehrt die Blasinstrumente als künstliche Luftröhren betrachtet werden dürfen. Die Verschiedenheit des Klanges der verschiedenen Blasinstrumente beruht auf der Verschiedenheit theils der Form, theils der Substanz, woraus sie gemacht sind. Bei der Trompete, dem Waldhorn, der Posaune gibt vorzüglich das Metall in Verbindung mit der Form dem Klange die Schärfe des Charakters, insofern der hölzernen Flöte, Clarinette, Oboe u. s. w. viel sanftere Töne eigenthümlich sind. — Die Fortpflanzung des Schalls erfolgt durch alle elastische Materien, und zwar um so vollkommener, je elastischer und elastisch erregbarer sie sind. Daher ist die Luft oder überhaupt die gasförmige Materie das vollkommenste Medium (vermittelnde Materie oder Substanz) der Fortpflanzung des Schalls. Früher hielt man die Luft für unbedingt nothwendig zur Forterregung des Schalls. Erfahrungen beweisen aber das Gegentheil. Man nehme z. B. das eine Ende eines hölzernen Stäbchens zwischen die Zähne und lasse das andre Ende auf dem Resonanzboden eines Claviers oder Fortepianos ruhen, indem man zugleich beide Ohren mit den Fingern fest verstopft, und man wird, während auf dem Instrumente gespielt wird, alle Töne sehr deutlich vernehmen, und zwar stärker als gewöhnlich. Ebenso wird man den Klang einer kleinen, an einem Drahte befestigten Glocke sehr stark hören, wenn man, unter gleichen Umständen, das eingebogene Drahtende zwischen den Zähnen hält. In beiden Fällen wird der Schall offenbar nicht durch die Luft, sondern durch die starren Leiter (das Holzstäbchen, den Draht) bis zu den Zähnen, und von da weiter durch die Knochen der Kinnladen bis ins Hörorgan fortgeleitet. Man wird aber zugleich bemerken, daß der durch starre Schalleiter, ohne Vermittelung der Luft, dem Hörorgan mitgetheilte Schall nicht so angenehmen Eindruck macht, als der durch die Luft fortgeleitete; in jenem Falle klingen die Töne viel rauher als in diesem. Die Luft ist also der vollkommenste, der Organisation des Ohrs entsprechendste Schalleiter; durch sie wird der Schall gemäßiget, werden die Töne und Klänge gleichsam veredelt und auf ähnliche Art für das Ohr vorbereitet, wie die Speisen durch den Speichel der Zunge für den Magen. — Was nun die Art der Fortpflanzung des Schalls durch die Luft betrifft, so haben sie Einige mit der fortschreitenden Wellenbewegung verglichen, welche in einem ruhigen Wasser entsteht, in welches man einen Stein geworfen hat, und sie glaubten die Sache dadurch recht anschaulich zu machen. Dieses Gleichniß ist aber keineswegs treffend. Vielmehr werden dieselben Klang- oder Zitterfiguren, welche in einem klingenden oder tönenden Körper entstehen, durch Erregung in der Luft nachgebildet und durch Forterregung schnell weiter getragen. Man muß annehmen, daß eine Klangfigur, die als bestimmter Schall oder Klang

empfundnen wird, sich, wie im Körper so in der Luft, in jedem unbestimmbar kleinen Theile derselben wiederholt und in solcher Kleinheit fortpflanzt; denn sonst wäre nicht zu begreifen, wie bei einem Concert eine beträchtliche Zahl von Tönen zugleich gehört werden könnte, die daher als ebenso viel Klangfiguren in dem kleinen Raume, den das Ohr gestattet, zugleich sein müssen, um als Harmonie empfunden zu werden. Daß übrigens zur Fortpflanzung des Schalls, vermöge des Widerstandes der Luft und sonstigen Schalleiter, eine Zeit erfordert wird, weiß Jeder aus eigener Erfahrung, indem z. B. beim Abfeuern einer entfernten Kanone der Blitz um so früher vor dem Knall gesehen wird, je weiter sie entfernt ist. Die Fortpflanzung geschieht gleichförmig, d. h. durch gleiche Räume in gleichen Zeiten. Viele Naturforscher haben sich mit der Berechnung und Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalls beschäftigt, aber die Resultate ihrer Versuche stimmen nicht völlig überein. Nach Derham, der in seinen sorgfältig angestellten Versuchen mit Flamstead's und Halley's Bestimmungen zusammentrifft, durchläuft der Schall in der Luft in der Secunde eine Länge von 1142 Fuß, welches man vor der Hand als die richtigste Bestimmung gelten lassen muß; eine ganz genaue dürfte auch nicht möglich sein, da die Fortpflanzung des Schalls auf der Elasticität der Luft beruht, deren Grade, vermöge der großen Veränderlichkeit der Atmosphäre, zu verschiedenen Zeiten verschieden sind. Am meisten aber hat begreiflich der Wind auf die Geschwindigkeit des Schalls Einfluß, welche durch übereinstimmende Richtung des Windes mit der des Schalls befördert, durch entgegengesetzte Richtung aber gehemmt, d. h. vermindert wird. Auch geschieht die Fortleitung des Schalls, wie die des Lichts, in gerader Richtung, und die Physiker sprechen daher bei der mathematischen Betrachtung des Schalls von Schallstrahlen, wie sie bei der gleichen Betrachtung des Lichts von Lichtstrahlen sprechen. Daher findet auch beim Schall, wie beim Licht, ein Zurückstrahlen (Reflexion) von den Flächen fester Körper nach mathematischen Gesetzen statt, worauf sich das Echo gründet, sowie auch die Sprache wölbe (s. d.), wenn die zurückstrahlende Fläche elliptisch gekrümmt ist, wodurch an 2 Orten ein Schallfocus (Vereinigungspunkt der Schallstrahlen), wie beim Brennspiegel ein Lichtfocus, entsteht. — Die Grade der Stärke (Intensität) des Schalls hängen von verschiedenen Umständen ab, namentlich a) von der Entfernung des Hörers von dem Entstehungsorte des Schalls; denn je näher man diesem Orte ist, desto stärker, je entfernter, desto schwächer hört man den Schall. Die Stärke des Schalls vermindert sich also durch die Fortpflanzung (vermöge des Widerstandes der Schalleiter) und nimmt mit zunehmender Entfernung allmählig ab. b) Von der Quantität der erregenden Ursache des Schalls bei gleicher Entfernung. Je stärker z. B. ein Schlag oder Stoß ist, der gegen einen elastischen Körper erfolgt, desto stärker ist der dadurch entstehende Schall, und umgekehrt je schwächer u. s. w.; je schärfer ein Schießgewehr, z. B. eine Pistole, geladen wird, desto stärker ist beim Abfeuern der Knall, und umgekehrt. c) Von der Qualität (besonders Dichtigkeit und Elasticität) der schallenden Substanz, bei gleicher Stärke der Erregung und gleicher Entfernung des Ohrs vom schallenden Körper. Man hänge z. B. 2 der Größe nach gleiche Stäbe, einen hölzernen und metallenen, durch Fäden auf, und man wird finden, daß, bei gleichen Schlägen gegen diese Stäbe, der metallene stärker schallt als der hölzerne. Die verschiedenen Grade der Stärke des Schalls — zugleich aber auch andre Bestimmungen desselben — hängen ferner ab d) von der Lage des schallenden Körpers, d. h. von seiner Verbindung mit mehr oder weniger elastischen Körpern. Eine Glocke z. B. klingt nur stark (zugleich aber auch hell und anhaltend), wenn sie frei hängt und überall von dem sehr elastischen Schalleiter, der Luft, umgeben ist; sie klingt dagegen schwach und dumpf, wenn man sie mit ihrer Mündung auf die Erde, überhaupt auf feste Körper, stellt, und zwar ist der Schall um so schwächer und dumpfer, d. h. er wird um so mehr gehemmt, je wei-

cher und weniger elastisch der Grund ist, auf welchem die Glocke ruht. Dieses Beispiel gibt den Schlüssel zur Erklärung vieler andern ähnlichen Fälle. Auch beruht die verschiedene Intensität des Schalls c) auf der Beschaffenheit des Schalleiters, also vorzüglich der Luft, hinsichtlich der Elasticität und Dichtigkeit derselben, deren höhere Grade die Stärke des Schalls begünstigen. Daher knallt z. B. ein Schießgewehr bei gleicher Ladung auf hohen Bergen schwächer als in der Tiefe der Thäler, und aus gleichem Grunde schallen alle Körper bei heiterm Wetter stärker als bei trüber, feuchter Luft, auch zur Nachtzeit stärker als am Tage, was nur zum Theil scheinbar ist, in Folge der allgemeinen Stille der Nacht, andern Theils aber von der geringern Temperatur und daher größern Dichtigkeit der Luft zur Nachtzeit kommt. Endlich hat auch 1) das Dasein oder der Mangel zurückerschallender naher Wände oder Flächen, und, im ersten Falle, zugleich die mehr oder weniger elastische Beschaffenheit der zurückerschallenden Wände Einfluß auf die Stärke oder Schwäche, Verstärkung oder Verminderung des Schalls. Denn das Zurückschollen von Wänden, die wegen ihrer Nähe kein Echo geben können, verstärkt nothwendig den ursprünglichen Schall. Daher schallt in Zimmern mit harten, elastischen Wänden Alles stärker als in freier Luft, stärker Alles in leeren Zimmern als in meublirten, stärker in einsamen als mit Menschen angefüllten Zimmern, denn weiche Körper hemmen, vermindern, dämpfen den Schall aus Mangel an Elasticität. — Als verschiedene Arten des Schalls und als besondere Bestimmungen (Modificationen) des Schalls werden vorzüglich folgende unterschieden. Ton wird der Schall genannt, wenn er mehr oder weniger gleichartig anhaltend ist; ein gleichartiges Zittern, oder besser, eine gleich schnelle Aufeinanderfolge gleicher Zitterfiguren erzeugt den Ton. Er ist der Stoff für die Musik oder Tonkunst, deren Gegenstand und Aufgabe die melodische Verkettung und harmonische Zusammenstellung der Töne zu organischen Ganzen (Tonstücken) ist. Klang scheint, dem Sprachgebrauche nach, die Qualität der Töne zu bezeichnen, welche mit dem mehr quantitativen Unterschiede derselben hinsichtlich der Höhe und Tiefe nicht zu verwechseln ist; oder auch: der Klang bedeutet die besondere Eigenthümlichkeit eines Körpers (eines Instruments z. B.) im Schallen oder Tönen. So unterscheidet sich z. B. der Ton einer gläsernen Glocke von dem einer metallenen — wenn auch beide in gleicher Höhe gestimmt sind — und diesen Unterschied gibt der verschiedene Klang der Substanzen, woraus sie gemacht sind. Der Ton einer Flöte klingt anders als der einer Violine, und diese klingt anders als ein Clavier, anders ist der Klang der Harmonica, viel anders der des Waldhorns oder der Posaune, und welcher ein Unterschied ist zwischen den Tönen der Trompete und der Orgel! Jedes Instrument hat seinen eignen Klang, jeder Vogel seinen besonders modificirten Ton, jedes tönende organische Wesen seine eigenthümliche Stimmung des ihm natürlichen Lautes. Diese unendliche Mannigfaltigkeit wird ohne Zweifel durch die gleiche Verschiedenheit der Zitterfiguren hervorgebracht, daher auch die Benennung Klangfiguren. *Stimme* heißt der Klang des Schalls, welchen organische Wesen durch die Lufröhre hervorbringen. *Laut* hat, in Beziehung auf Thiere, eine ähnliche Bedeutung; in Beziehung auf die menschliche Sprache sind die *Laute* Grundbestandtheile (Elemente) der Lautsprache. Außer diesen bestimmten Gattungen des Schalls gibt es noch eine Menge unbestimmbarer Arten (die nicht aus bestimmten Klangfiguren, sondern vielleicht aus einem zufälligen, unharmonischen, bisweilen widrigen Gemisch derselben bestehen), welche aber doch ihre Benennungen haben, und theils organischen, theils anorganischen Ursprungs sind, wovon die Beiwörter: rauschen, brausen, tosen, sausen (säufeln), knallen, krachen, zischen, prasseln, lispeln u. s. w. einige Beispiele geben.

Schalmei (Chalumeau, von calamus, Rohr, Schilf), Schäferspfeife, welche gemeinlich aus Rohr gemacht ist; dann wird ein aus Buchsbaum gese-

figtes Blasinstrument so genannt, welches 7 Löcher, 2 messingene Klappen und bei der untern noch ein besonderes Loch hat, und von f bis zum zweigestrichenen a und h, auch dreigestrichenen c geht. Seitdem die Oboe einen bedeutenden Rang unter den Blasinstrumenten hat, ist jenes Instrument ziemlich abgekommen. — Auch pflegt man der Pfeife an dem Dudelsack (s. Sackpfeife) den Namen der Schalmee beizulegen, und bei den Orgeln gibt es ein Schnarrwerk dieses Namens.

Schalthiere, Schalenthiere (Conchylien). Unter den Gewürmen gibt es mehre, denen ein kalkartiges, schalenförmiges Haus zur Wohnung angeboren ist, und die sich nicht ohne Verlust ihres Lebens daraus entfernen lassen. Man nennt sie Schalthiere. Ihre Gehäuse sind oft sehr einfach; so lebt die Wurmröhre (Dentalium) in Röhren, die an beiden Enden offen sind; der dem Schifflolze feindliche Bohrwurm (Teredo) in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel (Echinus) sitzt in einem runden stacheligen Gehäuse. Die Häuser der Schnecken und Muscheln sind schon künstlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen werden sie zuweilen zu hohen Preisen verkauft; hierher gehören die schraubensförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebst andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlmuttermuschel (Mytilus margaritifer) schätzt man die Schale selbst und ihre Auswüchse, die Perlen (s. d.). In süßen Wassern gibt die Perlmuschel (Mya margaritifera) ebenfalls Perlen. Die Flußmuschel (Mya pictorum) dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken sucht man wegen ihres süßenden Saftes auf, den schon die Alten kannten und als Purpurfarbe dem Golde gleich schätzten; sie sind *Buccinum lapillus*, eine Trompetenschnecke, *Turbo ianthinus*, eine blaue kräuselförmige, und *Murex ramosus*, eine Stacheltschnecke. Die Miesmuscheln und Steckmuscheln (Pinna) spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auster (*Ostrea edulis*) ist als Leckerbissen bekannt. Endlich gehören hierher die Korallen (s. d.). Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrertheils mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter und legen meist Eier; nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen sind das Werk ihrer Bewohner und entstehen aus einem kalkartigen klebrigen Saft der Thiere. Eingetheilt werden die Conchylien in 4 Familien: die vielschaligen, zweischaligen (Muscheln), einschaligen mit bestimmten Windungen (Schnecken) und einschaligen ohne bestimmte Windungen.

Schaltjahr, s. Calendar und Jahr.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, einem Theil von China, in Sibirien und Kamtschatka die Priester, die zugleich Ärzte, Zauberer und Geisterbeschwörer sind. Wahrscheinlich wurde die schamanische Religion, welche aus den albernsten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen besteht, in den südlichen Gegenden Asiens erst durch die neuen Belehrungen des Confucius und Zoroaster verdrängt. Die neue, in Tangut, einem Theile von China und der Mongolei noch fortdauernde schamanische Religion ist aus dem alten schamanischen Heidenthum und dem nestorianischen Christenthume gemischt; sie heißt die lamaische oder schigemunishe, hat sich in China durch die Mandchu verbreitet und ist dort die Hofreligion; außerdem herrscht sie in Tibet, einem Theile Ostindiens, der Tatarei und Mongolei und bei den Kalmücken. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo, welcher vor seiner Vergötterung Schaka oder Schekia hieß, machen einen Theil der neuschamanischen Religion aus. Die altschamanische Religion ist weit abergläubischer als jene, und hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es gibt unzählig viele Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder auch durch Menschen in willkürlichen Formen gemacht sind: auch gibt es gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem

Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß die müßigen Götter sich um sie bekümmern. Der ganze Gottesdienst der schamanischen Religionsbekenner besteht daher in Opfern, Gebeten, Gesängen ic., wodurch sie von den guten Göttern großes Glück zu erlangen und die bösen mit sich zu versöhnen trachten. Die reichlichen Opfer und Geschenke machen sich die Schamanen oder Priester zu Nutze. Der Name Schaman bedeutet übrigens in der heiligen Sprache in Siam einen Einsiedler oder Waldbruder. Die Schamanen unterscheiden sich dadurch von den Fettschanbetern, daß diese ihren Gott in einem Bilde verehren, jene aber einen unsichtbaren Gott anbeten und eine Religion, wenigstens Priester und Zauberer, haben. Im russischen Reiche gibt es keine Fettschanbeter, sondern Schamanen und Lamaiten. Letztere sind von jenen dadurch unterschieden, daß sie geschriebene Religionsbücher besitzen.

Sch a n d a u, eine kleine Stadt im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen, am Ausflusse der Kirnitzsch in die Elbe, 8 Stunden südöstlich von Dresden, in einem von malerischen Felsen umgebenen Thale, im Mittelpunkte der sächsischen Schweiz (s. d.), 2 Stunden von der böhmischen Grenze. Sie zählt 1000 Einw., deren Hauptnahrungszweig der Handel mit Sandsteinen, welche die Umgegend liefert, mit Holz, das sie für auswärt. Absatz, bei verbotener Ausfuhr des inländischen, nur aus Böhmen beziehen, und ein nicht unbedeutender Verkehr mit Getreide und eine lebhafte Schifffahrt ist. Schandau war früher schon ein Grenz Zollamt und ist, nach den Bestimmungen der Elbschifffahrtsacte, die dritte Elbzollstätte abwärts von Böhmen. Die im 16. Jahrh. angelegte Holzflöße auf der Kirnitzsch, welche jährlich mehre 1000 Klastern liefert, geht bis Schandau. Der Zusammenfluß von Reisenden und der Besuch des Heilbades sind gleichfalls Erwerbsmittel. Die Heilquelle entspringt ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, am Eingange des Kirnitzschthales, auf einer von waldigen Felsen umgebenen anmuthigen Wiese. Man kannte sie schon im Anfange des vorigen Jahrh., und selbst die ersten unvollkommenen Untersuchungen ihres Gehalts 1730. wo sie mangelhaft gefaßt wurde, brachten sie in Ruf, doch ward sie ganz vernachlässigt. Erst in den letzten Jahren des vorigen Jahrh. verdankte sie dem verfl. Besizer ihre Reinigung und bessere Fassung, und seitdem entstanden nach und nach ein Brunnenhaus und mehre freundliche Gebäude. 1803 wurde eine neue und zwar die stärkste Quelle entdeckt, deren es überhaupt jetzt 9 gibt. Die Bäder sind in dem für Badegäste bestimmten Hause befindlich und sehr bequem eingerichtet. Die Hauptquelle enthielt nach den 1803 angestellten Untersuchungen in 100 par. Cubitzoll Wasser über 18 Gran Eisenoxyd, über 8 Gran salzsaure Talkerde, über 5 Gran schwefelsaure Kalkerde und über 11 par. Cubitzoll kohlen saure Luft und Schwefelwasserstoffluft. Das Wasser wird zum Baden und Trinken gebraucht, und man hat es gegen Nervenschwäche, Fehler der Verdauung und Hämorrhoidalbeschwerden wirksam gefunden. Die Vergnügungen der Badegäste bestehen in dem Genuße der reizenden Natur, und Schandau ist der bequemste Ort, von wo aus man die sächsische Schweiz und die angrenzenden herrlichen Gegenden Böhmens auf einzelnen Lustreisen durchwandern kann.

Sch a n d p f a h l, Pranger, ist ein steinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfahl, an welchem Verbrecher, nach gerichtlichem Urtheile, durch den Gerichtsrohn befestigt oder hingestellt und zur Schau der öffentlichen Beschämung preisgegeben werden. Diese Strafe hat mancherlei Grade und Formen. Es gehört dahin der Lasterstein, auf welchem sich in einigen ital. Städten zahlungs unfähige Schuldner mit entblößtem Hintern setzen mußten, der Esel, auf welchem ehemals zu Darmstadt die Frauen umherreiten mußten, welche ihre Männer geschlagen hatten, der hölzerne Esel, auf welchem Soldaten wegen Trunksucht u. a. geringerer Vergehen reiten mußten; das Trillhaus, Pilory in Eng.

land (s. d.); die Kirchenbußen (s. d.); der Lasterstuhl (Cucking oder Ducking stool), auf welchem man in einigen engl. Städten zänkische Weiber festband und zur Abkühlung in einen Fluß tauchte; gegitterte Käfige an Thürmen, in welche man liederliche Dirnen einsperrte, damit sie von Jedermann gesehen würden; die Cathedra stercoris, auf welchem die bürgerlichen Bierwirthe ausgestellt wurden (malam cerevisiam faciens, ponatur in cathedram stercoris), und viele ähnliche Strafen, welche der derbe Wisz unserer Vorfahren erdachte. Zur Schärfung des Ehrgefühls wirkten sie gar sehr, und mehr als unsere Zuchthäuser. 37.

Schanze wird jeder Ort im offenen Felde genannt, welcher nach den Regeln der Feldverschanzungskunst (s. Kriegsbaukunst) mit einer Brustwehr und einem Graben umgeben und so eingerichtet ist, daß eine geringere Truppenabtheilung zu irgend einem vorübergehenden Zweck vortheilhaft sich darin vertheidigen oder eine Absicht des Feindes nachdrücklich vereiteln könne. Der sehr verschiedene Zweck bestimmt daher jedesmal den Ort, die Stärke (d. h. Festigkeit, Dauerhaftigkeit) und eine Verbindung mit dem Terrain auch die Form einer Schanze. Oft will man nur einem schwachen Punkte der Stellung, oder dem wichtigsten derselben, mehr Festigkeit geben, oder eine Flanke (s. d.), welche sonst keinen bessern Anlehnungspunkt erhalten konnte, sichern. Hier hat man selten viel Zeit und Mittel zu solchen Schanzen, ihre Dauer ist nur für einen besondern Moment (z. B. einen Schlachttag) berechnet. Es kommt also nur darauf an, daß die Brustwehr den Vertheidiger und sein Geschütz vor dem Feldgeschütz des Feindes ziemlich decke, und der Graben breit und tief genug sei, daß er die Reiterei abhalte, das Terrain aber so glücklich und verständig benützt werde, um durch Form und Anlage der Schanze schon den Vortheil zu gewähren, jeden Angriff des Feindes auf das wirksamste abzuschlagen zu können. Oft will man aber irgend einen für Operationen wichtigen Punkt festhalten, etwa einen Paß (Défilée), einen Flußübergang (daher Brückenschanzen, Brückenköpfe) u. dgl. Da hier schon ein kräftiger anhaltender Anbrang des Feindes zu erwarten ist, so müssen auch solche Schanzen solider erbaut, wo möglich befestigt und mit Hindernissen aller Art umgeben und verstärkt werden. In Hinsicht der Form unterscheidet man Fleschen und Redouten (s. d.) und Sternschanzen (Vieleckform; auch wol bastionirt). Die Verbindung einzelner Schanzen durch Linien und mit andern secundirenden Werken bildet Verschanzungsgen, die heutzutage seltener vorkommen und überhaupt nur da, wo eine größere Truppenmasse genöthigt ist, gewisse Operationen von Umständen abhängen zu lassen, deren Dauer nicht zu bestimmen ist, und wo man während der Zeit in s. Stellung bleiben will. Alle Schanzen, die isolirt liegen, müssen an ihren Eingängen gut verbaricadirt, und wenn sie, wie z. B. bei Fleschen, offene Seiten haben, an diesen durch Palisaden verschlossen werden.

Scharbock (Scorbutus), eine Krankheit, welche in kalten nördl. Gegenden, besonders an den Seeküsten, in feuchter kalter Luft entsteht, daher sie an den Seeküsten von Holland, in den Ländern nach dem Nordpole zu, z. B. in Grönland, einheimisch ist, und es sonst auch auf den Schiffen war. Wahrscheinlich herrschte sie aber auch in jenen Gegenden unter den Eingeborenen seltener als unter den Ankömmlingen, die, des klimatischen Einflusses weniger gewohnt, demselben bald unterliegen müssen. Am schlimmsten war sie auf Schiffen, welche weite Seereisen zu machen hatten, besonders nach den nördl. gelegenen Ländern, weil hier alle Ursachen, die den Scharbock erregen können, vereint und in voller Stärke zusammenwirken. Daher oft auf solchen Schiffen über die Hälfte der Mannschaft an dieser Krankheit litt, und sie nicht selten in die mislichste Lage dadurch versetzt wurden. Das Entstehen der Krankheit künd'gt sich durch verdriessliche, traurige und niedergeschlagene Gemüthsstimmung und durch das vorherrschende Gefühl von

Müdigkeit an. Allmählig nimmt diese letztere so zu, daß sie in große Schwäche und Mattigkeit übergeht, das Athmen dadurch bei jeder Bewegung beschwerlicher und mühsamer wird. Bildet sich die Krankheit weiter aus, so wird das Zahnfleisch dunkelblau, sogar schwärzlich, schwillt auf, blutet leicht; der Athem wird übelriechend, die Zähne werden locker, fallen auch endlich aus. Dabei wird die Gesichtsfarbe blaß und schmutzig, es entstehen Flecke von blauröthlicher Farbe auf der Haut, besonders an den Armen und Füßen, und es tritt Geschwulst zuerst an den Füßen ein, verbreitet sich aber auch weiterhin über den Körper. Die übrigen Geschäfte des Organismus gehen dabei noch eine Zeit lang ungehindert von staten, doch ist der Urin schon sehr dunkel und geht schnell in Faulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsstimmung des Kranken beständig niedergeschlagen und traurig. Diese und seine körperliche Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, so heilsam sie ihm auch wären und so sehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit großer Überwindung kann er sich dazu entschließen, allein bald zwingt ihn die äußerste Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niedersinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, so nehmen die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmöglich, denn bei dem geringsten Versuche dazu überfällt den Kranken eine heftige Kurzatmigkeit, die in Erstickung überzugehen droht. Die Schwäche geht leicht in Ohnmacht über, und es stellen sich schmerzhafteste Empfindungen, Reizen und Ziehen in den Gliedern ein, welche bis in das Innerste der Knochen zu bohren scheinen. Das Zahnfleisch bekommt dem Brande ähnliche Flecken; selbst aus den in der Haut befindlichen Flecken werden nun Geschwüre, welche leicht bluten. Diese Geneigtheit des Blutes zu Ergießungen aus den Gefäßen vermehrt sich so sehr, daß in noch höhern Grade der Krankheit Blutflüsse entstehen, welche schwer zu stillen sind und die Schwäche auf das äußerste vermehren. Oft erfolgt der Tod während eines solchen heftigen Blutflusses. Der Brand greift hier und da weiter um sich, sodas ganze Glieder davon ergriffen und schwarz werden. Zuletzt stellt sich allgemeine Anschwellung des Körpers und gänzliche Lähmung ein, und der Tod endet nun die traurige Scene. Nässe, Kälte, verdorbene Nahrungsmittel, besonders aber der lange Mangel an Pflanzenkost und der Genuß vielen Salzes und gesalzener Speisen sind die Hauptursachen der Blutverderbnis, die dieser Krankheit zum Grunde liegt. Es ist bemerkenswerth, daß in den Ländern, deren klimatische Beschaffenheit vorzüglich die Entstehung dieser Krankheit begünstigt, in den kältesten Nordküstenländern, besonders in Grönland, auch zugleich ein untrügliches Mittel dagegen, das Löffelkraut (*Cochlearia officinalis*), in zahlloser Menge wächst und am besten gedeiht. Der Naturtrieb selbst fodert in der Krankheit dieses und ähnliche Mittel, besonders säuerliche, scharfe, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt das Reproductions-system erregende Genüsse. Citronensäure, Essig, Kresse, Senf, Rettig sind dem Kranken vorzüglich angenehm und die besten Heilmittel. Auf Schiffen wird jetzt, besonders um dem Scharbock vorzubeugen, so viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gefehrt, und wo es nur angeht, abgewaschen; die Mannschaft muß sich in müßigen Stunden Bewegung machen und auf dem Verdeck aufhalten. Bei dem Schiffsproviante wird mehr Auswahl und die möglichste Reinlichkeit beobachtet, und besonders werden reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen, welches zur Verhütung dieser Krankheit als das einfachste und wohlfeilste Mittel sich bewährt hat. H.

Scharfschützen, Schützen (Tirailleurs), diejenigen Infanteristen, die besonders im Zielschießen geübt und zuweilen mit bessern Gewehren versehen sind. Da zum ruhigen und richtigen Zielen die möglichste Freiheit in den Körperbewegungen erfordert wird, so können sie, um ihrem Zwecke zu entsprechen, nicht immer in geschlossenen Gliedern fechten, sondern werden gewöhnlich vor den Linien zerstreut,

wo sie vereinzelt besser die Örtlichkeit benutzen, dem Feinde sichern Verlust zufügen und die hinter ihnen stehenden Truppen decken können. Die franz. Tirailleurs mögen im Anfange theilweise wol auch besonders geübte Schützen gewesen sein, und da sie vorzugeweise zum zerstreuten Gefechte verwendet wurden, so haben sich diese beiden Begriffe in einander verschmolzen, obwohl die Sache selbst in der neuern Kriegsführung wesentlich unterschieden wird. Denn die franz. und nach ihnen alle übrige Heere hatten in neuern Zeiten Infanterieabtheilungen, welche eigens zum zerstreuten Gefechte bestimmt waren, ohne deshalb gerade durch besondere Schussfertigkeit oder eigenthümliche Gewehre ausgezeichnet zu sein. Diese Tirailleurs wurden benutzt, um das Gefecht zu unterhalten, den Colonnen voranzugehen und sie gegen unerwartete Anfälle zu decken, Wälder ic. zu nehmen, überhaupt um die geschlossnen Infanteriemassen so lange als möglich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. — Die eigentlichen Scharfschützen wurden dabei freilich mit verwendet, aber getroffen wurden im Ganzen doch im Verhältniß der Masse des Feuers wenig. — Gewöhnlich werden die Scharfschützen zum Dienste der leichten Truppen, und am wenigsten da gebraucht, wo sie niemals fehlen sollten, vor und in belagerten Festungen.

Scharlach ist eine brennend rothe Farbe, aus reinem Roth und Gelb zusammengesetzt. Der Olmalerei mangelt noch ein schönes Scharlachpigment, weil Öl das Aussehen des Materials mehr oder weniger ändert. Für Wassermalerei bedient man sich dazu des Zinnoberers oder des Cochenillensacks, der mit Zinnauflösung bereitet ist. Selbst die Farbekunst schlägt diesen letztern Weg ein, um schönes Scharlach zu erhalten, es wird z. B. Wolle zuerst in Zinnauflösung gebeizt und dann im Cochenillensacke ausgefärbt.

Scharlachfieber gehört unter die fieberhaften Ausschlagskrankheiten (Hautkrankheiten oder Exantheme), welche in der Regel als Epidemie vorkommen und zugleich durch ihr eignes Gift sich fortpflanzen. Die Krankheit besteht in dem eigenthümlichen Scharlachauschlag und einem Fieber, welches bald gelinde, bald heftig, zuweilen gutartig, oft aber auch sehr böseartig ist. Der Ausschlag besteht in dunkelrothen Flecken, die sich, bald in unbestimmt großen und unregelmäßigen Formen abgesondert, bald zusammenfließend, über die Haut verbreiten. Dabei stellt sich jedesmal Entzündung des Halses und der Halsdrüsen ein. Der Verlauf der Krankheit bleibt sich zwar nicht in allen Fällen vollkommen gleich, doch hält er 4 Perioden, welche unter allen Abweichungen immer bemerkbar bleiben. Die erste kann die Periode des Ausbruchs, die zweite die Periode der Entzündung, die dritte die des Nachlasses, die vierte die Periode der Abschuppung genannt werden. Die erste Periode bereitet das Exanthem vor. Das Fieber mit seinen Zufällen und innerlichen Bewegungen erscheint zuerst. Misshuth und Übelbefinden, Mattigkeit, Übelkeit oft bis zum Erbrechen, laufender Frost über den ganzen Körper, Schmerz im Halse beim Schlucken sind die krankhaften Erscheinungen der 2—3 ersten Tage. Bei Manchem kommt gleich anfangs heftiges Kopfsweh, Schlaflosigkeit und Irreden dazu. Vom 3. Tage an, in seltenen Fällen, wenn die Krankheit sehr heftig und ungestüm verläuft, schon von dem 2. Tage an, kommen die Flecken auf der Haut zum Vorschein, erst klein und gleichsam nur durch die Haut schimmernd, allmählig aber größer, ineinanderfließend und stärker gefärbt, gemeinlich zuerst im Gesicht, an dem Leibe, dann an den Händen und Füßen. Diese Flecken haben die größte Ähnlichkeit mit den Rothlaufsflecken, bleiben ebenso flach in der Haut sitzen, und die Röth verschwindet beim Drucke, kehrt aber wieder zurück, sobald dieser aufhört. Täglich wächst nun die Hitze, das Brennen in der Haut, die Heftigkeit des Fiebers bis zum 5. und 6. Tage. Die Kranken werfen sich entweder unruhig und schlaflos hin und her, oder sie liegen in Betäubung und Phantasie. Oft steigt das Irresein bis zum Rasen. Die ganze Haut glüht vor Hitze; diejenigen Theile, welche vorzüglich roth gefleckt sind, schwellen etwas auf, besonders nimmt man dies

an den Händen bis zu den Fingerspitzen und an den Füßen wahr. Die Entzündung des Halses steigt zuweilen immer höher, zugleich wächst die Geschwulst der Halsdrüsen so, daß die Kranken nicht mehr schlucken können, und der Speichel sogar zum Munde herausläuft. Wo die Krankheit einfach ist und ihren Verlauf ohne Störung durchsetzt, ist der 5. Tag der höchste der Entzündung und des Fiebers, allein oft geht das letztere bis zu dem 7., 9., ja nicht selten bis zum 14. und noch länger fort. An dem 6. oder 7. Tage fängt in der Regel die Periode des Nachlassens an. Das Fieber wird nun gelinder, und verschwindet zuweilen so schnell als es erschienen ist; hiermit läßt auch das Irredere nach, und der Schlaf stellt sich ein. Die brennende Hitze der Haut nimmt ab, die hohe Röthe der Flecken verliert sich in der Ordnung, wie sie erschienen ist, sodas meistens Hände und Füße noch roth, geschwollen und schmerzhaft sind, wenn die Haut des Gesichts, des Halses u. s. f. beinahe die natürliche Farbe schon wieder hat. Der Halsschmerz verliert sich ganz; war aber Geschwulst der Halsdrüsen vorhanden, so ist diese meistens etwas hartnäckiger. Sobald die hohe Röthe der Flecken abnimmt, zeigen sich schon die ersten Spuren der Abschuppung des Oberhäutchens, und einige Tage darauf geht diese wirklich vor sich. Die alte Oberhaut wird von der neugebildeten abgestoßen und läßt sich in großen Stücken losschälen. Auf der Brust, auf den Armen, Händen und Füßen ist diese Häutung am stärksten, sodas z. B., wenn die Krankheit sehr stark gewesen ist, die Haut der Finger in ganzen Formen wie Fingerstücke von einem Handschuh sich abziehen läßt. — Bei dem regelmäßigen und einfachen Scharlachfieber ist die Krankheit mit der Vollendung der Abhäutung geendet, und die Gesundheit kehrt wieder zurück. Anders aber ist der Ausgang der Krankheit, wenn zu dem Scharlachfieber gefährliche Zufälle sich gesellen, die entweder von der Heftigkeit oder von einem böartigen Charakter des Fiebers, von der Verbreitung der Entzündung auf innere Theile, von Vernachlässigung, von verkehrter Behandlung u. dgl. herrühren können. Das einfache Scharlachfieber besteht in seinem Wesentlichen in einer eignen Entzündung der Haut, wovon die Röthe, die Hitze, die Aufgedunsenheit der Haut, die beschleimigte Function derselben, besonders der Oberhaut, hinlänglich Beweis gibt. Der entzündliche Zustand des Haargefäßsystems der Haut ist zugleich die Ursache, daß weit mehr Blut dahin strömt als im gesunden Zustande, auch der Wechsel der Stoffe, besonders das Freiwerden des Wärmestoffs in der Haut, viel rascher von statten geht. Dieser entzündliche Zustand der Haut ist in genauer Verbindung mit dem Fieber. Diejenigen Kranken, welche wenig Scharlachexanthem haben, kommen in der Regel auch mit leichtem Fieber weg; je höher und ausgebreiteter dagegen die Röthe der Haut ist, je mehr sie durch äußere Wärme oder innere erhitzende Mittel erhöht wird, desto mehr wächst auch das Fieber. In dem gesunden Zustande geht zwar auch die Erneuerung der Epidermis und die Abhäutung des alten Oberhäutchens unaufhörlich vor sich, aber in so langsamer und stiller Thätigkeit, daß wir es nur an dem Staube, der sich auf der Haut einfindet, wenn sich ein Mensch lange Zeit nicht gebadet oder gewaschen hat, gewahr werden. Bei dem Scharlachfieber aber wird die Natur zu der übermäßigen Anstrengung gezwungen, diese neue Bildung in der kurzen Zeit von einigen Tagen zu beschaffen, welches demnach nicht nur eine außerordentliche Erregung des bildenden Systems im Organismus, sondern auch einen so schnellen Verbrauch der gerinnbaren Lymphe des Blutes veranlaßt, daß die Ernährung des Körpers stille steht, und die Kranken, zumal da durch das Fieberfeuer die organischen Stoffe aufgelöst und verflüchtigt werden, schon in wenig Tagen äußerst abgezehrt erscheinen. Die meiste Gefahr führt das Scharlachfieber durch die Entzündung innerer Theile mit sich, welche sowol von der ursprünglichen Erregung des Fiebers als auch von der weitern Verbreitung der Hautentzündung entstehen kann. Am meisten ist dies der Fall im Gehirn, mit Anhäufung des Bluts im Kopfe, welche um so schneller ge-

fährlich wird, da schon im gefunden Zustand eine so bedeutende Menge Blut nach dem Kopfe strömt. Daher entstehen bei dem Scharlachfieber so häufig und oft so schnell heftige Kopfschmerzen, Betäubung, Irresein, Schlassucht, Krämpfe und Schlagfluß. Oft tritt aber auch Entzündung in absondernden Häuten innerer Theile ein, und sowie äußere Entzündung die neue Oberhaut erzeugt, so ist das Product der Entzündung der innern Organe Schleim, lymphatische Flüssigkeit, scharfe Galle u. s. w., je nach der eigenthümlichen Absonderung der Organe. In diesem Falle geht die Krankheit einen weniger schnellen Gang, und die Gefahr tritt oft erst alsdann ein, wenn die eigentliche Scharlachentzündung der Haut vorüber ist und das Fieber entweder aufhört oder nur von dem innern Entzündungszustande noch unterhalten wird, woher alsdann oft hartnäckige und gefährliche Nachkrankheiten entstehen. — Das Scharlachfieber kann zu jeder Zeit des Jahres, bei jeder Witterung, an jedem Orte herrschend werden. Am meisten überfällt es Kinder, Erwachsene seltener, weil die Krankheit in der Regel den Menschen nur einmal befallt, und die meisten schon als Kinder sie auszustehen haben. Wenn in einem Hause, wo mehre Kinder sind, eins davon das Scharlachfieber bekommt, so folgen zwar in den meisten Fällen die andern nach, doch bleiben auch zuweilen einzelne auf kürzere oder längere Zeit, manche für das ganze Leben davon befreit. Aus diesen Erfahrungen ist der Schluß zu ziehen, daß das Scharlachfieber weder das Erzeugniß einer besondern Beschaffenheit der Luft oder der Witterung, noch eine nothwendige Bildungskrankheit ist, welche der Mensch durchlaufen muß, sondern daß es von einem Ansteckungsstoffe entsteht, welcher jedesmal im Wesentlichen die nämliche Krankheit erzeugt, und von ihr wiederum von Neuem gebildet wird, wie bei den Blattern derselbe Fall stattfindet. Gleichwol muß auch noch eine besondere, bisher noch nicht erforschte Geneigtheit des menschlichen Organismus dazu gehören, diesen Ansteckungsstoff aufzunehmen und von ihm in dieselbe krankhafte Erregung versetzt zu werden. Die Empfänglichkeit für ihn wird wahrscheinlich durch Einfluß der Luftbeschaffenheit befördert. Deshalb vielleicht sind zu manchen Zeiten, besonders im Winter und Frühjahr, bei narkaltem Witterung, bei Nordwest- und Nordostwind, unter welchen Umständen die Thätigkeit der Haut verändert, das Nervengewebe derselben krankhaft gestimmt wird, und katarrhalische Zufälle, besonders Halsentzündungen, häufiger vorkommen, auch die Scharlachfieber weit häufiger. Für Vorhersagung des Ausgangs dieser Krankheit sind die Zufälle und Zeichen noch immer trüglig. Viele Kranke kommen sehr leicht durch, bei andern ist die Krankheit äußerst heftig; manche genesen trotz der schlimmsten Zufälle, bei andern hat die Krankheit anfangs einen gelinden Anschein, und plötzlich treten die gefährlichsten Zufälle ein, welche oft schnell den Tod herbeiführen, ehe noch Zeit übrig bleibt, Mittel dagegen anzuwenden. Die größte und dringendste Gefahr rührt meistens von einem schnell eintretenden Blutandränge nach dem Gehirn, Entzündung, auch wol Lähmung desselben, oft auch von einem unvermuthet schnell überhandnehmenden Zustande von Schwäche der Lebenskräfte her, welche bis zur Lähmung der Blutgefäße und bis zur Fäulniß ähnlicher Verderbniß der Säfte herabsinken können. Andre innere Organe, z. B. Drüsen, die Leber u. a. m., werden zwar auch zuweilen von einem entzündlichen Zustande ergriffen, allein in diesen Fällen hat die Krankheit keinen so raschen Verlauf. Dieser oft so trüglige Anschein von Gelindigkeit mit nachfolgenden gefährdrohenden Zufällen, überhaupt die häufigen Fälle, in welchen der Tod erfolgte, haben besonders die Familienväter und Mütter in große Besorgniß versetzt, und das Scharlachfieber in den Ruf gebracht, als wenn es jetzt eine Bosartigkeit mit sich führe, die es sonst nicht gehabt habe. Dies ist jedoch nicht der Fall, und auch die ältern Ärzte, welche Beschreibungen dieser Krankheit lieferten, Beispiele ihrer Bosartigkeit aufstellen, und es erscheint noch jetzt ebenso häufig auch in gelinder Form und Gutartigkeit, als es sonst darin

auftrat. Es kann aber ganze Epidemien geben, die sich bösartig zeigen, und von denen so viele Fälle tödtlich ausfallen, ja es kann eine Reihe von Jahren eine bösartige Beschaffenheit der Krankheiten überhaupt herrschen, die ihren Einfluß auch über das Scharlachfieber erstreckt. Nicht in der Krankheit selbst liegt folglich die Bösartigkeit, sondern in äußern Umständen und Verhältnissen, welche diejenige Richtung der Krankheit, von welcher gefährliche Zufälle herrühren können, besonders begünstigen. Diese liegen besonders in gewissen Veränderungen der Luftbeschaffenheit, z. B. starke und trockene Kälte, welche die Neigung zu Entzündungen, oder anhaltende, besonders nasse und warme Witterung, welche die Neigung zu dem Sinken der Lebenskräfte und zur Abweichung der Säfte begünstigen. Eine vorzügliche Ursache schlimmer Zufälle gibt auch oft verkehrte oder nachlässige Behandlung. Die Heilmethoden sind zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend gewesen, je nachdem eine verschiedene Meinung über das Wesen der Krankheit unter den Ärzten und dem Volke herrschte. Keine derselben ist unbedingt zu tadeln oder anzupreisen, jede kann nach Zeit und Umständen in einzelnen Fällen anwendbar, ja eine Zeit lang nothwendig sein; keine darf daher als allgemeine Richtschnur empfohlen werden. Wir müssen noch einige Vorurtheile rügen, deren verderblicher Einfluß manches mit dieser Krankheit befallene Kind kränker macht. Das erste dieser Vorurtheile ist, daß man, in der Voraussetzung, als müsse ein Friesel (wie man den Scharlachauschlag gemeinhin nennt) auf der Haut zum Vorschein kommen, welches die giftige Schärfe aus dem Körper herausschaffe, durch äußere Wärme und durch treibende, hitzige Mittel den Ausbruch dieses Friesels befördern und durch genaues Warmhalten des Kranken, ja durch ängstliche Vermeidung jeder Abkühlung den Zurüctritt dieses Friesels verhüten müsse. Man glaubt demnach, daß der Körper desto reiner von dem Scharlachgifte werden müsse, je mehr Röthe und Ausschlag auf der Haut zum Vorschein kommt, und daß hiervon ein glücklicher Ausgang allein zu erwarten sei. Dieser ganz falschen Meinung widerspricht aber alle vorurtheilsfreie Erfahrung. Wir haben schon bemerkt, daß das Wesen des Scharlachexanthems in einem Entzündungszustande der Haut bestehe, wovon alle Zufälle abhängen. Je heftiger folglich dieser entzündliche Zustand ist, desto stärker muß die Röthe der Haut, desto stärker muß das Fieber, desto heftiger müssen die daher rührenden Zufälle sein. Was diese Entzündung der Haut vermehrt, muß folglich auch alle die davon abhängigen Zufälle vermehren und sogar ihre Verbreitung auf innere Theile befördern, dagegen Dasjenige, was diese Entzündung in Schranken hält, sodaß sie ihre natürlichen Grenzen nicht zu überschreiten vermag, was die zu hoch gestiegene Entzündung herabsetzt, auch die Heftigkeit der Krankheit vermindern muß. Wie oft sehen wir, daß Kinder, welche von dieser Krankheit befallen werden, nur wenig Scharlachauschlag bekommen, und doch ihre Krankheit so leicht ist, daß sie kaum nöthig haben, sich in das Bett zu legen; daß dagegen andre, die mit brennender Röthe übergoßen sind, gefährlich krank darniederliegen. Auch wird das Fieber nie durch den Ausbruch des Exanthems gemindert, sondern in den meisten Fällen wächst es in dieser Periode noch immer mehr an, und die hitzigen Mittel, welche nicht selten den Kindern gegeben werden, um das sogen. Friesel herauszutreiben, erhöhen die Entzündung und verstärken die Krankheit. Wie peinlich muß das Gefühl der armen Kinder sein, die mit entzündeter scharlachrother heißer Haut, bei erhöhter Stubenluft in warmen, von Dunst qualmenden Federbetten stecken müssen! Da ist denn wol natürliche Folge, wenn solche Kranke immer höher steigende Fieberanfälle bekommen, wenn Delirien und sogar Raserei eintreten, und endlich auch wol von Entzündung des Gehirns Betäubung, Krämpfe und Schlagfluß erfolgen, wie wir Beispiele genug gesehen haben. Dagegen mußte uns auffallend sein, wie häufig Kinder armer Leute bei dem Scharlachfieber in kalten Stuben liegen geblieben, auch wol mit dem Scharlachauschlag

auf der Haut im Freien herumgelaufen sind, nicht allein ohne Nachtheil, sondern mit offenbarer Erleichterung der Krankheit und mit Beschleunigung des glücklichen Verlaufs derselben. Erfahrung und die Theorie von dem Wesen des Scharlachfiebers lehren uns demnach, daß die Kranken in der Periode der Entzündung, also in den ersten 5—6 Tagen der Krankheit, ganz kühl gehalten werden müssen. Der Aufenthalt des Kranken sei in einer zwar trockenen, aber kühlen und luftigen Stube, auf einem mit Pferdehaaren versehenen Lager, die Bedeckung ganz leicht. Man gebe ihm säuerliches Getränk, z. B. Abkochung von säuerlichen Früchten, frisches Wasser mit Citronensäure oder Weinessig und Zucker. Alle erbizende Getränke und schwere Speisen, den zu häufigen Genuß warmer Getränke, Hollunderblüthenzthee und dgl. lasse man ihn vermeiden. Stellt sich aber das Fieber mit größerer Heftigkeit ein, so muß man auch kräftigere Mittel dagegen anwenden, worunter lauwarme Bäder, und bei sehr heißer, trockener und rother Haut öfteres Waschen und Übergießen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser, die vorzüglichsten und hülfreichsten sind. Man lasse sich durch keine Furcht vor Erkältung oder Unterdrückung des Scharlachausschlags davon abhalten. Das Fieber vermindert sich hiernach, der Kranke bekommt Ruhe, die brennende Hitze der Haut wird gemindert. Nach 2—3 Stunden, je nachdem die Fieberhitze heftig ist, eher oder später, nimmt die Unruhe, das Herumwerfen des Kranken, die Hitze und das Fieber von Neuem zu, man wiederholt deshalb das Waschen des Körpers mit kaltem Wasser, worauf die ruhigen Zwischenzeiten immer länger werden, bis das Fieber gemäßigt, die Hautentzündung gedämpft und die Krisis mit ganzlichem Nachlaß eingetreten ist, was bei diesem Verfahren eher geschieht als bei dem entgegengesetzten. Ubrigens versteht es sich, daß sogleich bei Entstehung dieser Krankheit die Leitung der Behandlung einem Arzte übertragen werden muß, da so viele unvorhergesehene, gefährdrohende Zufälle, Verwickelungen und Unregelmäßigkeiten bei dem Scharlachfieber vorkommen können, daß der Beistand eines Arztes unumgänglich nothwendig ist. Wenn einmal die Entzündung der Haut, das Fieber und andre davon abhängige Zufälle nachgelassen haben und die Abschuppung der Haut anfängt, dann muß allmählig das Verhalten des Kranken sich ändern und etwas wärmer werden. Waschen und Baden hören alsdann auf, und der Kranke bleibt entweder in einem leichten Bette oder doch gehörig bekleidet in der Stube. Es ist höchst nothwendig, daß in der Zeit der Wiedergenesung die Ausdünstung ungestört von statten gehe, und also alle Erkältung, besonders die Verührung der Luft, vermieden werde. Auch hierin wird nicht selten sehr gefehlt. Man übersieht oft die Wichtigkeit dieser Periode und erlaubt den Kranken oder Genesenden Nachlässigkeiten, die sie theuer, nur zu oft mit dem Leben büßen müssen. Das Scharlachfieber hat das Eigne, daß es gern eine Geneigntheit zu Haut-, Bauch- und Kopfwassersucht hinterläßt. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht die Heftigkeit der Krankheit allein die Ursache davon ist, denn man findet sie auch bei solchen Kindern, bei denen der Hautausschlag sehr gering war, beinahe ebenso oft als bei solchen, bei denen er sehr stark war, obgleich die letztern noch größere Neigung dazu behalten; allein gewiß ist es, daß durch Erkältung, oder auch nur wenn die Genesenden der freien Luft ausgesetzt werden, diese Anhäufung von wässriger Flüssigkeit am öftersten und schnellsten entsteht. Jede vom Scharlachfieber genesende Person sollte noch 4 Wochen nach der Krisis die Stube hüten und warm gekleidet sein: eine Vorsicht, die jedoch selten ganz beobachtet wird. Ein andres Urtheil in Rücksicht der Behandlung dieser Krankheit ist dieses, es sei bei derselben nichts zu brauchen, man müsse die Natur walten lassen. Dies ist nur halb wahr. Die Krankheit selbst kann wol nicht mehr unterdrückt werden, wenn einmal der ansteckende Stoff im Körper ist und die Erregung des krankhaften Bildungsprocesses beginnt. Allein die Verordnung des jeder Periode angemessenen Verhaltens des Kranken, die Bestimmung der zu beobachtenden Diät, die Milderung des Fiebers,

die zeitige Abwendung drohender Gefahren, die Entfernung nachtheiliger Einflüsse auf den Kranken, die Abwendung oder Bekämpfung verderblicher Verwickelungen mit dem Scharlachfieber und vieles Andre sind Gegenstände von dem größten Gewicht für die Achtsamkeit und Thätigkeit eines Arztes: Dinge, an welche freilich der große Haufe nicht denkt, welcher gewohnt ist, nur dann erst die Gegenwart des Arztes für wünschenswerth zu halten und zu verlangen, wenn der Kranke schon mit gefährlichen Zufällen zu kämpfen hat, die den innern Kampf um Leben und Tod durch grauserregende Bewegungen andeuten und dem Arzt nur noch übriglassen, den Ausschlag zum Letztern vorauszu sehen.

H.

S c h a r m ü z e l, s. S c h l a c h t.

S c h a r n h o r s t (Gebhard David v.), geb. 1756 zu Hämelfsee im Hanöverschen, von bürgerlichen Atern, die daselbst und nachher zu Bostmar ein Gut gepachtet hatten. Der Vater, durch eine Ungerechtigkeit in einen Proceß verwickelt, konnte s. Sohn nur in die Dorfschule schicken, und bestimmte ihn ebenfalls zum Landwirth. Dieser erreichte unter den geringscheinenden Beschäftigungen einer beschränkten Landwirthschaft das 15. Jahr. Durch einige Schriften über den siebenjähr. und den östr. Erbfolgekrieg, die er beim Pastor fand, noch mehr durch die Erzählungen eines invaliden Unterofficiers, war in ihm der Wunsch geweckt worden, Soldat zu werden. Der Gedanke, einst als Unterofficier Vorposten zu befehligen, begeisterte ihn schwärmerisch. Endlich gewann der Vater s. Proceß und damit das adelige Gut Bordenau. Unfern davon hatte zu Steinhude der berühmte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artilleriecorps errichtet und damit die bekannte Kriegsschule verbunden. Niemand wurde ohne des Grafen eigne Prüfung aufgenommen. Neuere Sprachen, Geschichte und Geographie, auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Kriegswissenschaften waren die Gegenstände des Unterrichts. Der Graf kannte den gesunden, kräftigen Geist des Jünglings und verweigerte ihm den gewünschten Eintritt nicht; wiewol dieser von Kenntnissen noch entblößt war. S. bildete sich schnell. Göthe's Werke, der „Wandsbecker Bote“ und Young's „Nachtgedanken“ waren s. Lieblingsbücher und schärften s. Sinn für das Rechte, Große und Schöne. Nach 5 Jahren war er Conducteur, als Graf Wilhelm 1777 starb. Der hanöversche General Estorf verschaffte ihm Dienste als Fähnrich bei seinem eignen Regimente. Er mußte zugleich die Unterofficiere und selbst die älteren Officiere des Regiments unterrichten. Damals ward er auch bekannt durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch einzurichten, und durch sehr brauchbare statistische Tabellen. 1780 ward er Artillerielieutenant zu Hanover, zweiter und bald nachher erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. Nach 12 Jahren ward er Stabshauptmann, und 1793 erhielt er eine Compagnie reitender Artillerie. Sein schriftstellerischer Ruhm war schon durch s. „Handbuch der Kriegswissenschaften“, dann durch das „Taschenbuch für Officiere“ und das „Militairische Journal“ gegründet. Im Revolutionskriege gründete er s. Ruhm als Krieger. Als der hanöversche General Hammerstein 1794 für die Vertheidigung von Menin und dann durch das kühne Durchschlagen durch einen zehnfach stärkern Feind den Dank seines Fürsten und hohen Ruhm erwarb, erkannte er das ganze Verdienst in Plan und Ausführung S. zu, der von dem Könige von Großbritannien einen Ehrensäbel empfing, zum Major im Generallstabe und bald darauf zum Oberstlieutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig stellte ihn der König von Preußen als Oberstlieutenant bei dem damaligen 3. Artillerieregiment an. Nachher in den Generallstab als 3. Quartiermeister-Lieutenant versetzt, hielt er zu Berlin Vorlesungen für Officiere. 1804 ward er Oberst, 1807 Generalmajor und 1813 Generalleutenant. Bei Auerstädt 2 Mal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blücher's nach Lübeck als Chef des Generalstabes desselben. Ausgewechselt eilte er

nach Preußen, wo er Antheil an der eplauer Schlacht nahm. Der König, dessen Achtung und Vertrauen er besaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilsit zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung des Heeres. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das gesammte Kriegswesen, ward Chef des Ingenieurcorps und empfing die preussischen und russischen Orden. Mit besonnenem Eifer griff S. auf das thätigste ein, als für Preußen die Stunde erschien, das Franzosenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach seinem Plane geschah. Als Chef des Generalstabs erschien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blücher's in Sachsen, ward in der lützen Schlacht durch eine Kartätschenkugel am Schenkel verwundet und starb an den Folgen dieser Wunde, da er sich nicht die erforderliche Ruhe gönnte, sondern in Aufträgen s. Königs nach Prag und Wien eilte, am 28. Juni 1813 zu Prag. In Berlin steht s. Bildsäule auf dem Königsplatze.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriß mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. Etwie das sanfte Dunkel des Schattens auf jedem Gegenstande unserm Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk bei den zeichnenden Künsten denkbar ohne Schatten. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Schatten hebt das Licht erst heraus, er ist stärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der Ernst des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Persiens Rosengebilden, bei Indiens Ambrastausden, wo die senkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen Schatten verschleusen, da versteht es auch die dort in ewiger Kindheit bleibende Kunst nicht, Schatten in eine Darstellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientalischen Gemäldes. Ebenso sind die Gebilde der heißen Zone in der neuen Welt; schattenlos und bunt malen die Mexicaner und Peruaner. Im reinsten Licht erscheinen uns die Gebilde griech. Kunst; doch da dieselbe sich mehr zur Plastik neigt, so sieht sie in stiller Klarheit und läßt die wechselnden Schatten über sich hinschweben wie den Hauch der Jahrhunderte. — Unsere gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Hellunkels. Je mehr nach Süden, desto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben, und das von der Natur selbst dazwischen gemischte tiefe Dunkel des Haars und der Augen ersetzt den Schatten und ahmt seine Wirkung nach. — In den Gemälden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: Hauptschatten, Schlag Schatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen; nothwendigerweise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben; doch sind diese Schatten der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, je nachdem sie dem Hauptlichte näher stehen. Je breiter die Massen der Schatten sich verbinden und je mehr alle verstreuten zufälligen Lichter vermieden sind, um so einfach größer ist die Wirkung des Ganzen; es hat Haltung und Ruhe. Schlag Schatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden und dazu dienen, ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten sind zweierlei Art: theils nennt man die Mittelstintze zwischen dem Licht und dem Hauptschatten so, theils bezeichnet man auch zuweilen die Widerscheine mit dieser Benennung. Auf der Schattenseite eines gerundeten Gegenstandes nämlich wird sich nie der Hauptschatten bis an den Umriß erstrecken, weil ein gebrochener Lichtstrahl, der von hinten um den Gegenstand herumstrahlt, sowohl als der Widerschein des zunächst befindlichen Gegenstandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriß erhellen; diese Widerscheine oder Reflexe sind die zweite Art der Halbschatten. — Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowohl durch völlige Abwesenheit des Lichts (dies wäre Finsterniß und könnte nicht mehr Gegenstand der Kunst sein), als vielmehr durch das Trüben

und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer also, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, schwarze Farbe hinmalen zu müssen, wird nimmermehr seinen Zweck erreichen, sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbenöone saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmend muß ihre eigne Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der ital. Schule bleibt Correggio der größte Künstler in dieser herrlichen Benutzung des Schattens und Lichts, er dichtet mit beiden und weiß sie wunderbar zu beseelen; wir werden aber nie einen schwarzen Schatten auf seinen Gemälden finden: Alles ist klar, Alles durchsichtig. Man denke nur an s. Heilige Nacht, das höchste in Bertheilung und Anwendung der Schatten. Es ist eine wahrhaft geweihte Nacht. Seligste Klarheit enuflüßt dem tiefsten Dunkel und wird zum Licht der Welt. Nicht in dem grellen Gegensatz, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendste Wirkung. — Die Meister der lombardischen und venetianischen Schule sind am bewundernswerthesten hierin; man kann von ihnen sagen, daß sie verstanden, dem Licht einen Ton, dem Schatten eine Sprache zu geben. Gh. rardo della Rotte, der von solchen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhielt, verdient hier besonders bemerkt zu werden. Die römische und florentinische Schule beschäftigt sich mehr mit der Form und ist näher mit der Alles gestaltenden Plastik verwandt, da jene sich mehr zur zauberwirkenden Musik hinneigen. — Noch müssen wir der niederländ. Schule gedenken, deren Meister jenen Zauber trefflich anzuwenden verstanden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen dieser Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteste jener Schattenkünstler. Er wußte auf s. Gemälden Alles mit warmen, bräunlichgrünen Tinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzudrängen, so daß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung weiß er oft den gemeinsten Gegenständen und Formen eine höhere Bedeutung und wahre Poesie zu geben. Viele der Meister im Fach der kleinen zart ausgeführten Cabinetstücke sind hierin auch bewundernswerth, besonders van der Werff, Gerard Dom, Schalken und Mieris. — Die deutsche Schule bleibt hierin weit hinter den Italienern und Niederländern zurück; meist sind ihre Schatten trocken, grau und undurchsichtig. Schon der Goldgrund, den sie so sehr liebten und so oft anwendeten, zeigt das Streben dieser schlichten tiefen Gemüther nach Licht. Das Heilige erschien ihnen so hellleuchtend, und Sinn und Leben war bei ihnen so klar und einträchtig, daß ihre Phantasie gar nicht auf die magischen Schattenwirkungen hingeleitet wurde. Sie grenzen hierin wieder an die ruhige Klarheit der altgriechischen und byzantinischen Künstler. Das Stillbeschauende des Orients lebte noch in ihnen, sowie die kindliche Freude an der bunten Farbenpracht, die sie so ungern trübten und verdämmerten. — Die düstern schwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Maler (besonders Murillos und Spagnoletto) malten oft mehr finster als dunkel. — Die ältere franz. Schule zeichnet sich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch fast alle ihre Gemälde etwas Flaches und Kaltes, besonders scheinen sie den tiefen Sinn des Schattens nicht gefühlt zu haben; sie nahmen und gebrauchten ihn nur als eine praktische Nothwendigkeit. Wie unendlich ergreifender würden Poussin und Lesueur wirken, wenn ihr Pinsel tiefere und wärmere Schattenlinien hervorzulocken vermöchte! Die neue franz. Schule hat hierin große Vorzüge. Ihr Schöpfer, David, wendete schon bei s. beiden berühmtesten Gemälden, dem Schwur der Horatier, und Brutus, Schatten und Licht höchst sinnig an. Gerard und Richard wissen den Schatten und das Helldunkel meisterlich zu behandeln. Die neuere deutsche Schule hat auch in diesem Fache treffliche Meister. — Auch auf die Musik, wie auf andre Künste, hat man den Ausdruck Schatten und Licht übergetragen und bezeichnet damit die ästhetis-

sche Anwendung der Gegensätze zur Hervorbringung wohlgefälliger Mannigfaltigkeit. Vornehmlich versteht man darunter das Hervorheben des Hauptgegenstandes in der Darstellung und die absichtliche Verdunkelung der Nebendinge, z. B. forte und piano.

W-1.
Schattirung, in der Malerei, ist die Veränderung, welche durch die verschiedenen Grade der Stärke des darauf fallenden Lichts in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Hierdurch entstehen Mittelfarben, welche zur Lebendigkeit des Colorits gehören. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald es einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Daher muß der erfindende Künstler, besonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, sich einen Vorrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts gesammelt haben, die ihn in den Stand setzen, die Natur zu copiren. Viele wollen für Schattirung Nuancirung sagen; und rechnen sie darunter alle Tinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenstandes von dem höchsten Lichte allwählig abnimmt, es sei, daß sie sich in ganzen oder halben Schattien verliert, oder nur in eine andre weniger helle Farbe übergeht, so mögen sie Recht haben. Es gibt Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schattien wahrnimmt, und die sich dennoch vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sogen. Mittelfarben, oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten. — Auch in allgemeiner Bedeutung bedient man sich in den schönen Künsten des Ausdrucks Nuancirung, und bezeichnet damit die Anwendung feinerer Unterschiede und Übergänge, durch welche Gegenstände und ihre Theile wohlgefällig verbunden und vollkommen individualisirt werden.

Schatulle, s. Chatouille. — Schatullengüter, (vgl. Domainen.

Schackammerscheine. Der Art. Exchequer (s. d.) gibt einen Begriff von dieser Art Scheine (Exchequer bills) in England, wo am 5. Jan. 1830 die in Umlauf befindl. Schackammerscheine 5,689,514 Pfd. betrug. Man hat dergl. auch in a. Ländern geschaffen, z. B. in Frankreich 1828, um einen Theil des Deficits zu decken. Sie dienen dazu, Theile von dem künftigen Staatseinkommen zu anticipiren und dasselbe auf den Staatscredit in Circulation zu setzen, und vermehren daher die Umlaufsmittel auf eine wohlfeile Weise. So stellt die Schackammer in England Scheine aus und bezahlt damit die Landesbedürfnisse an Solche, welche sie anzunehmen geneigt sind; oder sie laufen als Wechsel auf die Staatseinknehmer und werden von diesen als baares Geld wieder angenommen. In der Zwischenzeit, bis sie in die Schackammer zurückkehren, können sie als Zahlungsmittel gebraucht werden. Ein Gleiches findet in dem russ. Finanzministerium, sowie auch in a. Staaten statt. Die Formen, deren man sich zur Erreichung dieses Zwecks bedient, können in jedem Lande verschieden sein, und sie richten sich insbesondere nach der Art der Geldgeschäfte, welche im Lande üblich ist, und nach dem Umfange derselben.

Schaubühne, s. Theater.

Schauer ist ein Hautkrampf, der bald durch schnelle Veränderung der äußern Temperatur, bald durch innere Ursachen veranlaßt wird. Die Haut wird blaß, kalt, gespannt, zieht sich mehr zusammen, und ein unangenehmes ziehendes Gefühl in der Haut ist damit verbunden. Der Schauer ist bald nur auf einzelne Theile beschränkt, bald ist er allgemein; an ihn reihen sich die höhern Grade von Frost an, welche die Anfälle des kalten Fiebers vorzüglich auszeichnen. Er endigt sich meistens so, daß die reagirende Naturthätigkeit den entgegengesetzten Zustand der Wärme oder Hitze herbeiführt.

Schaumünze, s. Münzkunde.

Schauspiel heißt in der Umgangssprache diejenige Unterhaltung, welche

Darstellungen auf dem Theater gewähren. Die Kunstlehre versteht darunter in der weitern Bedeutung das zur Darstellung bestimmte dramatische Gedicht, es sei von welchem Inhalt und welcher Form man will, in der engeren aber jene Mittelgattung von Drama, welche zwischen die Komödie und die Tragödie fällt, indem sie, ohne den Eindruck des Tragisch-Erhabenen zu ihrem Endzweck zu machen, uns durch die Verwickelungen einer ernsten Handlung zu Besorgniß und Mitleid bewegt und zuletzt unser Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut (Rettungskomödie). Es unterscheidet sich von der Komödie durch den Ernst der Handlung, der jedoch durch komische Einzelheiten unterbrochen sein kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgange hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welchen jene entweder durch die Handlung selbst, oder durch die heilbringende *Péripétie* (s. d.) hervorbringt. Man denke, um diesen Unterschied sich deutlich zu machen, auf der einen Seite an die *Jffland'schen* und *Roszebue'schen* Nührspiele, z. B. „Die Hagestolzen“, „Die Sonnenjungfrau“, und auf der andern an *Voltaire's* „*Mérope*“ und an *Calderon's* „Das Leben ein Traum“. Das letztgenannte ist mit größerm Rechte noch als „*Mérope*“ Tragödie zu nennen, wenn schon der Dichter es nur Drama genannt hat; denn wie die Fabel überhaupt, so ist auch die Handlung erhaben, welche die Begebenheit glücklich endigt: ein Sieg der Vernunft über wilde Leidenschaften und rohe Triebe. Die Handlung, welche in der „*Mérope*“ den glücklichen Ausgang hervorbringt (der ungleiche Kampf *Agist's* gegen *Polyphton*) ist mehr heldenkühn als sittlich erhaben zu nennen. In der „*Sonnenjungfrau*“ fehlt auch das. Der König vernichtet ein grausames Gesetz, welches die Liebenden trennt. In den „*Hagestolzen*“ besiegt der schwache Held ein eignes Vorurtheil, und ist also hier von Erhabenheit ebenfalls nicht die Rede. Dieser Begriff des Schauspiels füllt jedoch den Spielraum nicht aus, welchen die freie Kunst zwischen Komödie und Tragödie findet. So z. B. ist *Hörbe's* „*Tasso*“, bei aller Anlage zum Trauerspiel, weder das, noch auch im oben festgestellten Sinne ein Schauspiel, weil der Ausgang der Fabel, welche in einem Streite zärtlicher Neigung mit *Srancesschranken* besteht, weder glücklich noch unglücklich, sondern — ungewiß ist. — In der Sprache der Theaterpraxis wird das Schauspiel in der weitern Bedeutung gewöhnlich in das recitirende Schauspiel (auch Schauspiel schlechthin genannt), in die Oper und das Ballet eingetheilt. Man versteht dann unter jenem eine theatralische Darstellung, welche ihren Gegenstand hauptsächlich durch Rede und Handlung dem Ohr und dem Auge vorfinnlicht, welches in der Oper vornehmlich durch Gesang und im Ballet durch Tanz (beide mit Gebärdenspiel vereinigt) geschieht. Die verschiedenen Gattungen des recitirenden Schauspiels sind: Tragödie, Komödie, historisches Schauspiel, Schauspiel in dem obigen Sinne (Nührspiel, *comédie larmoyante*), wohin auch das gewöhnliche Ritterstück und das Familiengemälde, ferner das dramatische *Jeyll*, Schäferspiel (sonst Schäferrei, Waldkomödie), Zauberspiel (wohin z. B. *Shakspeare's* „*Sturm*“ zu rechnen), Festspiel (meist ein allegorisches Drama), Vorspiel, Nachspiel ic. — Allen Arten gemeinsam ist die Aufgabe, ein Bild des menschlichen Lebens aufzustellen, und zwar durch Handlung (s. d.). Die dramatische Handlung wird als gegenwärtig entstehend, fortschreitend und sich entwickelt gedacht; wo hingegen die Handlung des epischen Gedichts als vergangen vorausgesetzt wird. Die Fabel (s. d.) gibt den Stoff zur Handlung. Die erste Eigenschaft der dramatischen Handlung ist, daß Das, was geschieht, aus den vorhergehenden Ursachen und unter den gesetzten Bedingungen, wenn auch nicht im Kreise der gemeinen Wirklichkeit, hätte erfolgen müssen. Hierin besteht die wahre Natürlichkeit der Handlung, ohne welche kein Interesse möglich ist. Es muß die Handlung aus dem Charakter und den Verhältnissen der Personen entspringen. Zweitens muß die Handlung interessant sein durch Beziehung auf irgend eine der Menschheit würdige Idee, und der Geist des Zuschauers muß dadurch

unaufhörlich in Spannung und Erwartung erhalten werden. Vor Allem aber ist Einheit der Handlung dem dramatischen Gedicht nothwendig. Nur eine Haupt-handlung, in welcher die zu versinnlichende Idee sich klar aussprechen soll, auf welche sich alle Nebenhandlungen beziehen, muß zum Grunde liegen, damit nicht das Interesse getheilt und gestört werde. So muß auch die Handlung ganz und vollständig sein. Man muß den Anfang, die Triebfedern und den Fortgang der Handlung wahrnehmen und über nichts Wesentliches in Ungewissheit bleiben. Die Beobachtung der Einheiten (s. d.) der Zeit und des Orts, welche man ehemals strenger foderte, war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühnen und der beständigen Anwesenheit des Chors durchaus nöthig. Jetzt hält man hierauf weniger streng; und die neuere Einrichtung unserer Bühnen gestattet dem Dichter mehre Freiheiten, sobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu strenge Beschränkung der Zeit größern Schönheiten im Wege stehen würde. Man muß jedoch die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden. Öftere Veränderungen des Orts der Scene muß der Dichter während der Aufzüge wo möglich vermeiden; wenigstens müssen sie nicht so plötzlich und unwahrscheinlich geschehen, daß sie die Täuschung der Zuschauer stören und ihr Interesse vermindern könnten. — Um dem dramatischen Ganzen Zusammenhang zu geben, muß der Ausarbeitung eines dramatischen Gedichts ein wohl überdachter, in allen seinen Einzelheiten geordneter Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widersprechende, Gefünstelte und Unwahrscheinliche, und Reden, welche weder in der Handlung noch in dem Charakter der Personen ihren Grund haben, vermeiden; Nichts thut der Wirkung eines dramatischen Gedichts auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüssige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten; auch die glänzendsten Denksprüche können den Zuschauer für eine auf solche Weise hingehaltene Erwartung nicht entschädigen. — Aus den Hindernissen, welche sich der Haupthandlung des Drama entgegenstellen, entspringt die Verwicklung oder Schürzung des Knotens, welche in jedem Schauspiele nothwendig ist, falls es die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen soll. Doch ist die Verwicklung nicht in allen Schauspielen gleich; in Trauerspielen ist sie besser ganz einfach, denn hier würde ein allzu verschlungener Knoten unsere Aufmerksamkeit so sehr beschäftigen, daß der Zweck der Nührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Nührung nicht gut neben einander bestehen können. Eine zu vielfache Verwicklung kann aber auch dem Lustspiele schaden, und oft ist es sogar vortheilhaft, den Zusammenhang mancher verwickelten Umstände mehr den handelnden Personen als den Zuschauern räthselhaft sein zu lassen, vornehmlich wenn durch die Entdeckung die Nührung befördert wird, die allemal stärker und anhaltender wirkt als flüchtige Überraschung. — Unter Auflösung wird die Wegräumung und Hebung der Hindernisse, die sich der Haupthandlung in den Weg legten, verstanden. Diese Auflösung darf nie gewaltsam geschehen durch einen bloßen Theatercoup (s. d.); ihr Keim muß gleichsam schon in der Haupthandlung selbst, in dem Charakter der Personen und in ihren Verhältnissen liegen. Eine Auflösung von fremder Hand, ein Deus ex machina, ist am wenigsten im strengen Drama zulässig. — Die Zahl der Personen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung bestimmt. Mehre, als dazu erfordert werden, sind überflüssig und fehlerhaft, denn sie zerstreuen die Aufmerksamkeit des Zuschauers und leiten dieselbe von dem Hauptgegenstand ab, wodurch immer die Erreichung des Hauptzwecks vereitelt wird. — In den Charakteren vorzüglich muß der Dichter, der in dem Schauspiel ein poetisches Bild des Lebens aufstellen soll, der Natur folgen und die Reden und Handlungen der Personen ihren Gesinnungen genau anpassen; vor Allem aber nach jener dramatischen Objectivität streben, die uns nur die angeführten Personen nach ihren Gesinnungen und Verhältnissen,

nicht aber bloß den Dichter sehen und hören läßt. Obgleich die Charaktere — sowohl im Guten als im Schlimmen — scharfer gezeichnet sein müssen, als sie in der Wirklichkeit sich äußern, so müssen sie, wenn sie Theilnahme erregen sollen, doch nicht in das Phantastisch-Besandlose übergehen. Auch hier muß die menschliche Natur treu, wenn auch zusammengedrängter in ihren Äußerungen, dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Personen aus der wahren Geschichte genommen, so ertheilt er ihnen ihren historischen Charakter. Doch steht es ihm frei, insofern es seinem Zwecke entspricht, ihnen einige von dem Geschichtlichen abweichende Züge beizulegen. — Von den Verhältnissen oder Situationen, in welche der Dichter seine Personen versetzt, hängt auch besonders die Äußerung und Entwicklung ihrer Charaktere ab. Deshalb müssen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weise angelegt sein. Nicht der Contrast allein, worin die verschiedenartigen Charaktere gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihren Situationen sich befinden, dieses Kämpfen und Ringen gegen die Verhältnisse und gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Indessen kann auch der Contrast der Charaktere selbst sehr vortheilhaft wirken, nur müssen letztere nicht allzu abstechend gegen einander sein. — Sowie der dramatische Dichter sorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung des Charakters der dargestellten Personen achten muß, so ist auch die Beobachtung des Costums (s. d.) seine Pflicht, besonders denn, wann der Stoff aus der wahren Geschichte genommen ist. — Die äußere wesentliche Form jedes Schauspiels ist dramatisches Gespräch, d. i. ein solches, wo während und mittelst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung ihres Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch (d. h. Dialog; s. d.) hat also eine durch dasselbe auszuführende, gegenwärtig geschehende Handlung zum Gegenstande; daher bewirkt und veranlaßt es die Handlung ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach. Das dramatische Gespräch muß die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deshalb muß der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter und Temperamente sein. Ubrigens muß der Dialog auch natürlich und einfach sein, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höhern oder geringern Grade der Leidenschaft und zu dem äußern und innern Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe (vgl. d.) oder Selbstgespräche, worin nur Eine Person für sich oder zu Andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig sind oder an dem Selbstgespräche keinen unmittelbaren Antheil haben, darf der Dichter nur da einmischen, wo die eingeführte redende Person in einen so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in ein so vertieftes Nachdenken über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Um so größer ist der Werth der Selbstgespräche, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwicklung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologe muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz, abgebrochen und gleich den ausgedrückten Gemüthsstimmungen stark und forteilend sein. Durch die Mimik, welche Gebärden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und eindrucklicher. Sie muß daher dem Schauspieldichter immer vorschweben, der auf der Bühne Wirkung zu machen wünscht. Uebrigens wird Gespräch und Handlung jedes Schauspiels in Aufzüge oder Acte, und diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Lustspiele sind der

Aufzüge gewöhnlich 5, 3 oder 1, selten 2 oder 4; das Trauerspiel hat gewöhnlich 5, die ernsthafteste Oper 2 oder 3, und die scherzhafteste so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, denn hier entscheidet allemal das Bedürfnis des Stoffs; ebenso unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen eines Aufzugs, denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufschubs oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet sein muß. — Jeder Aufzug oder Act hingegen hat, wenn das Schauspiel deren mehre enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt. Dies geschieht am besten durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, nicht durch Beschreibung und Erzählung, und wird die Exposition oder Einleitung zur Handlung genannt. Auch muß schon hier die Verwickelung der Handlung beginnen. Personen, von denen nicht bereits in dem ersten Aufzuge Rede, oder die dort nicht vielleicht schon selbst thätig waren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letztern nimmt die Verwickelung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schluß des letzten Acts erfolgen darf, befriedigt werden. Diese Auflösung muß vollständig sein, und hat sie einmal stattgehabt, so darf keine neue Verwickelung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Übrigens sind die Auftritte oder Scenen nicht als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten. Deshalb müssen sie auf das Engste mit einander verbunden werden, in dem vorhergehenden Auftritt muß immer der Grund des nachfolgenden sein. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen überhaupt keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schluß eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen, und ihr Fortgang unwahrscheinlich werden. — Beiläufig bemerken wir noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene versteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatischen Dichtung und Vorstellung, sondern auch die Bühne selbst, und in noch ausgedehnterm Sinne sogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauspiels vorfällt. — Das Trauerspiel oder die Tragödie (s. d.) ist die dramatische Bearbeitung einer erhabenen Handlung, welche in dem Kampf einer oder mehrerer theilnehmenden Personen mit dem durch Leidenschaften oder Verkettung der Umstände herbeigeführten Schicksal ihren Grund hat; denn nur darin kann der Mensch seine Kraft und Sittlichkeit bewähren. Und dieser Kampf ist um so erhabener, je mehr, je größer und sittlicher die kämpfenden Mächte sind. Das Gemüth des Zuschauers fühlt sich erhoben durch die Kraft, welche der Mensch in dem Streite mit dem Schicksale oder der Leidenschaft beweist, und ermuntert, in gleichem Falle mit gleicher Kraft gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang ist kein wesentliches Erfoderniß des Trauerspiels; aber ein ernster Ausgang ist durchaus notwendig, damit nicht die in dem Zuschauer erregten Gefühle der Besorgniß, des Mitleidens und besonders die Erhebung des Gemüths, welche der Hauptzweck jeder Tragödie ist, wiederum zerstört werden. — Hieraus ergibt sich, daß die Wahl des Gegenstandes von der größten Wichtigkeit ist. Der Trauerspieldichter kann seinen Stoff aus der Geschichte nehmen oder ihn selbst erfinden. Im erstern Falle steht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als sie in der Geschichte erscheinen, nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umstände vorsichtig sein, damit die innere Wahrheit nicht verlegt

werde. Übrigens ist ein historischer Stoff wegen des höhern Interesse und der größern Wahrscheinlichkeit der vortheilhafteste. Das Trauerspiel ist in Hinsicht auf den Gegenstand am nächsten mit dem Heldengedichte verwandt. Beide erfordern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt sie als vergangene, das Trauerspiel wie das historische Schauspiel stellt sie als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umständen zusammengesetzten Stoff und schildert den Helden in vielfachen Verhältnissen und Lagen; das Trauerspiel und das historische Schauspiel ist mehr auf eine Handlung beschränkt. Das Trauerspiel aber faßt die Handlung von dem tragischen Standpunkte auf, d. h. sie stellt in der Handlung ein Bild der sich im Kampf entwickelnden menschlichen Freiheit auf; während das historische Schauspiel gewisse Handlungen und Ereignisse mehr von dem geschichtlichen Standpunkte auffaßt und dramatisch vergegenwärtigt. Doch beruht die Wichtigkeit der Handlung zunächst in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anstrengung der handelnden Personen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird; die Theilnahme der Zuschauer aber kann sehr gespannt und erhöht werden, wenn der tragische Dichter eine solche Begebenheit wählt, die an sich oder in ihren Folgen einen besonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit gehabt hat. — Die Handlung des Trauerspiels vornehmlich muß ein abgeschlossenes Ganzes ausmachen, dessen Theile mit einander in genauer Verbindung und in solchem Verhältnisse stehen, daß keiner derselben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Bei dem Mangel eines einleitenden Anfangs der Handlung würde der Zuschauer sich die Thätigkeit der theilnehmenden Personen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden. Daher ist es nöthig, ihn schon früh mit der Veranlassung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, sowie mit den Mitteln und Hindernissen derselben bekanntzumachen. Dieses geschieht, wie oben gesagt, durch die Exposition, und sie findet gleich im Anfange durch Unterredung der theilnehmenden Personen statt. Wesentliche Theile des Trauerspiels sind ferner die Peripetie (s. d.) oder Glückveränderung, und die Katastrophe, welche zum Ende führt. Erstere muß, wie der Ausgang, durch natürliche und vorbereitete, nie durch bloß wundervolle Mittel herbeigeführt werden. Katastrophe aber nennt man im Trauerspiele denjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schicksalen der Hauptpersonen eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt. — Auch in Hinsicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerspiele Dasselbe erfordert, was wir deshalb im Allgemeinen oben schon angeführt haben. Um diese Einheit nicht zu verfehlen, muß der Trauerspieldichter den Zusammenhang der Handlung gehörig überdenken. Hier muß er sein vornehmstes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptpersonen richten, und episodische Vorfälle und Nebenpersonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Interesse des Zuschauers zu theilen oder zu schwächen. — Was die Personen anlangt, so sind weder vollkommen tugendhafte, noch durchaus lasterhafte Personen für das Trauerspiel geeignet; den erstern fehlt es an Wahrscheinlichkeit, sie erregen bloß kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bössartigen hingegen können uns nur mit Unwillen und Abscheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragischen Personen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältnisse stehen. Die handelnden Personen müssen Menschen der ersten Gattung sein, d. h. sie müssen eine vorzügliche Kraft der Seele besitzen. Die Größe ihrer Sitten, sowohl im Guten als im Bösen, äußert sich in starken und muthvollen Entschliessungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsehrgeiz, und in kräftigen oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenschaften. Denn nicht bloß die Heftigkeit der Leidenschaften macht ihre Größe aus, sondern die Kraft des Geistes, mit welcher sie ausgerüstet sind, und das Ziel, wohin sie streben. Ebenso wenig trägt der Rang, den der Dichter

feinen tragischen Personen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; obgleich eben nach dieser Verschiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreises der Unterschied zwischen heroischem und bürgerlichem Trauerspiel bis jetzt stattgefunden hat. Doch hat der Dichter sich bei der Größe der Sitten in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche ver falle. — Die dichterische Wahrheit der Sitten ist die oben verlangte Übereinstimmung der Reden und Handlungen der Personen mit ihren Verhältnissen und ihrem Charakter. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contrast und Mannigfaltigkeit, und jene Grundzüge moralischer Güte geben, welche der Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Besorgniß fähig sind. — Der Ausdruck und die Sprache des Trauerspiels müssen dem Stande, dem Charakter und dem Gemüthszustande der tragischen Personen gemäß sein. Für das heroische Trauerspiel ist die metrische Form am vortheilhaftesten; doch findet diese auch bei dem bürgerlichen statt, obgleich man hier häufiger die prosaische Einkleidung wählt. Bei uns Deutschen sind die fünffüßigen Jamben von verschiedener Länge die gewöhnlichste Versart. Doch haben sich Neuere, nach dem Vorgange der Spanier, auch der gereimten Trochäen mit Wirkung bedient. — Ursprünglich waren die Tragödien gemischte lyrische und erzählende Gesänge zur Ehre des Bacchus bei dem Feste der Weinlese, wie noch der Name andeutet. Die Spuren dieses festlichen Ursprungs der griech. Tragödie verloren sich nie aus derselben; und die Begleitung von Tanz und Musik blieb, so lange noch ein griech. Trauerspiel aufgeführt wurde. (S. Griechische Literatur.) Die Erfindung der Tragödie bei den Griechen schreibt man gewöhnlich dem Thespiis zu (s. d.); ihm folgte Phrynichos. Der wirkliche Schöpfer der Tragödie war Aeschylus (s. d.). Thespiis hatte nur einen Schauspieler auftreten lassen, der durch bloße Erzählungen, die er von Zeit zu Zeit her sagte, den Chor ablösen mußte, um der Vorstellung mehr Reiz zu geben. Aeschylus verwandelte die Darstellung in wirkliche Handlung, indem er noch einen zweiten, auch wol einen dritten und vierten Schauspieler gebrauchte, den Dialog erfand, und, durch die Freigebigkeit des Staats unterstützt, der Aufführung mehr Würde verschaffte. Nun ward einer seiner Schauspieler der Held des Stücks und errögte vorzüglich die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Zuschauer. Der Chor bekam eine untergeordnete Rolle, und die Gesänge desselben wurden abgekürzt, obgleich sie immer noch unverhältnißmäßig lang und im höchsten lyrischen Schwunge abgefaßt waren, der selbst sich bisweilen im Dialoge findet. Aeschylus sah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erschütterte und focht mehr Entsetzen als Nahrung ein. In s. Trauerspielen sind noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrscht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung ist überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chor beschäftigt sich nicht mehr mit Absingen von Gesängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug haben, sondern er gehört zum Ganzen, ist der Vertraute der handelnden Personen, der Rathgeber der Könige, der Tröster der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Aeschylus führte statt der Weinhefen, womit die Schauspieler des Thespiis ihr Gesicht beschmiereten, die Lurven ein, und ahmte durch lange schleppende Gewänder und hohe Kothurnen den erhabenen Wuchs und das stolze majestätische Ansehen, welches man den alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen schlechten Brettergerüsts erhielt er eine mit Maschinen und Decorationen versehene Bühne, und seine Schauspieler übte er fast immer selbst in der Declamation. Ihm folgte Sophokles (s. d.), ein vorzüglicher Meister der tragischen Kunst, welcher Größe und Schönheit zu vereinigen und die Leidenschaften der Theilnahme, des Mitleids und des Bedauerns auf das innigste zu erregen wußte. Euripides (s. d.), weniger erhaben und groß als Aeschylus und Sophokles, verstand vorzüglich die Kunst zu rühren, allein in der Anordnung s. Stücke war er weniger glücklich, verletzte oft die Wahrscheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht selten die Auflösung des Knotens. Durch diese

drei großen Männer wurde das griech. Trauerspiel ausgebildet. Ihnen folgten sehr viele andre griech. Dichter, von denen uns aber nichts übriggeblieben ist. (S. Böckh, „Über die griech. Tragiker“. Unter den deutschen Trauerspiel dichtern sind die berühmtesten: J. E. Schlegel, Weiske, v. Cronrog, v. Brawe, Lessing, v. Gerstenberg, Leisewitz, Klingner, v. Göthe, v. Schiller, v. Collin, Ohlenschläger, Werner, Müllner, Grillparzer, Houwald, Kaupach u. A. Vgl. d. einzelnen Art.) — Das Lustspiel oder die Komödie ist die dramatische Darstellung einer komischen Handlung, deren Vorfälle sowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargestellten Personen zur Belustigung und sinnvollen Unterhaltung der Zuschauer dienen sollen. Der Scherz erreicht hier s. höchsten Gipfel; er hat es aber vornehmlich mit den endlichen Zwecken des Menschen zu thun und stellt das Streben der Menschen nach demselben bald mit gemüthlicher Laune, bald mit verspottender Ironie als etwas sich selbst Aufhebendes dar. Der Gegenstand dieser Schauspielgattung ist so das Privatleben der Menschen, sowohl der höchsten wie der niedrigsten, mit allen sich dort äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht bloß das Lächerliche, Einseitige und Hassenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menschlichen Lebensweisen liegt in dem Gebiete der Komödie, und oft werden in derselben Charaktere und Vorfälle verschiedener Art und Wirkung dargestellt. Denn man würde den Begriff des Komischen (s. d.) zu sehr beschränken, wenn man bloß das Lächerliche darunter verstehen wollte. Der Dichter kann die Handlung des Lustspiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der Wirklichkeit einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Auch da, wo die Fabel der Komödie erfunden ist, wird das Lustspiel treffend, anziehend und lehrreich durch die Beziehung auf solche Begebenheiten und Personen, die der Zuschauer als gleichzeitig, und als Vorfälle und Personen aus der gegenwärtigen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scene seines Stücks einheimisch sind. Durch zu großes Anschließen an den gesellschaftlichen Geschmack der Zeit entsteht jedoch das zwar feine, aber auch unpoetischere Conversations-Lustspiel, in welchem Alles auf Gewandtheit der Intrigue, Charakterwahrheit und Witz im Einzelnen beruht. — Das Komische des Lustspiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen, oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komischen, welche nämlich durch den Contrast des Charakters mit der Situation hervorgebracht wird, ist gewiß die wirksamste. Man theilt übrigens das Komische in das hohe und niedere ein: eine Eintheilung, die nicht nach dem Stande der vorgestellten Personen, sondern nach der Beschaffenheit des Stoffs und seiner Behandlungsart zu bestimmen ist. Doch fallen die Grenzen oft zusammen. Wenn das Niedrigkomische, welches aber nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Lustspiele herrschend ist, so heißt es eine Posse oder eine Farce (s. d.). Ein Charakterstück nennt man hingegen ein solches Schauspiel, wo der Dichter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwicklung eines Hauptcharakters verwandte. Schauspiele dieser Art haben überaus viel Anziehendes, wenn sie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet sind; nur erfordern sie eine geschickte Anordnung und Entwicklung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperson entspringen, oder wenigstens mit demselben in beständiger Beziehung sein müssen, ohne daß doch diesem die übrigen Personen ganz aufgeopfert werden. Ein Lustspiel darf kein einzelnes Portrait, es soll ein volles, reichhaltiges Gemälde des Lebens sein, und in einzelnen Charakteren nicht bloß ein Individuum, sondern die ganze Gattung darstellen. — Wenn der Dichter die Anhäufung und Verwicklung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle mehr als die Schilderung der Charaktere der handelnden Personen sein Geschäft sein läßt, so entsteht das In-

triguenstück. Die Verwicklung (der Knoten) oder die Intrigue des Lustspiels entspringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatische Handlung besteht, durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuschauers in Hinsicht des Ausgangs. Durch Mitwirkung der verschiedenen Situationen und Charaktere und durch die allmältige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten, aber nicht auf eine gewaltsame Weise, muß die Auflösung des Knotens erfolgen. Die Verwicklung sowohl als die Auflösung müssen nicht bloß im Reiche der Möglichkeit liegen, sie müssen auch als ein natürliches und wahrscheinliches Ergebnis aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen. Sowie richtige Haltung und Darstellung der Charaktere, Leidenschaften und Begebenheiten wesentliche Erfordernisse eines guten Lustspiels sind, so wird auch die Wahrscheinlichkeit der Haupt- und Nebenhandlungen dann um so mehr erfordert, wenn der Stoff aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß diese Wahrscheinlichkeit nicht zum Gemeinen oder gar zum Ekstatischen hinabsinken, obgleich ein gewisser Grad von Übertreibung bei Schilderung der Charaktere und Begebenheiten nach Maßgabe des Stoffs stattfinden kann. Die seltener und vereinzelt sich auftretenden komischen Charakterzüge können nämlich mehr gehäuft und verstärkt, die Veranlassungen dazu mehr vervielfacht werden, um den Charakter von allen Seiten und nach allen seinen Abstufungen zu zeigen; nur darf die Schilderung, außer in der eigentlichen Poesie, nicht in Caricatur oder Übertreibung jeder einzelnen Charakteräußerung so ausarten, daß die innere Wahrscheinlichkeit durchaus verloren geht. Nicht minder wird vom Lustspiel Einheit, Vollständigkeit und Interesse der Handlung gefodert. Die mit der Haupthandlung verbundenen oder in dieselbe eingewebten Nebenhandlungen oder Episoden müssen jener beständig untergeordnet bleiben und so wenig ihr Fortschreiten hemmen als ihren Zusammenhang unterbrechen. — Der Dialog des Lustspiels muß den Charakteren, den Verhältnissen und Leidenschaften der redenden Personen, ihrer jedesmaligen Lage und der Sprache des gesellschaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und natürlich sein. Bei den Griechen und Römern waren die Lustspiele durchgehends metrisch, die Neuern ahmten diese Form nach; jetzt wendet man gewöhnlich nur bei kleinern, feinen Lustspielen die metrische Form (des Alexandriners) an. Ertheilt auch der prosaische Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, so kommt sie doch dem gemeinen Leben leicht zu nahe. — Der Willkür des Dichters ist fast ganz die Wahl des Titels für sein Lustspiel überlassen; wenn nur von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. — Nicht bloß Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer, sondern mittelbar auch ihre Belehrung und sittliche Verbesserung durch lebendige Darstellung menschlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwicklung der verborgenen Falten des menschlichen Herzens ist Endzweck des Lustspiels. Dieser Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch so glänzende, Gemein- und Sinnsprüche, nicht durch moralische Betrachtungen, sondern hauptsächlich nur durch das Beispiel der in Handlung und Thätigkeit gefesteten Personen erreicht werden. — Übrigens hängt die Wirkung des Lustspiels bei der theatralischen Vorstellung hauptsächlich von der mimischen Darstellung ab. Hierauf muß der Lustspieldichter Rücksicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leser sowohl als dem Schauspieler zu Hülfe kommen. Der Schauspieler kann aber die Wahrheit und Täuschung des Stücks durch eine leichte, lebhaft und natürliche Darstellung, die durchaus keine Kunst ahnen lassen darf, sehr heben. — Den rohen Anfang der Komödie bei den Griechen findet man um 580 v. Chr. bei Theopis's Zeitgenossen Euriparion, der auf einem Dreitergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit schildernd durchzog. Die ursprüngliche Form des Lustspiels unterscheidet sich von der gegen-

wärtigen gar sehr, denn die alte Komödie der Griechen bestand aus dramatisch-epischen Gesängen, die mit Tanz verbunden waren, womit umherziehende Lustigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entsprang auch der Name Komödie, der so viel wie Dorfgesang bedeutet. Der Inhalt dieser Gesänge war überaus fröhlich und possenhaft, oft ausschweifend und unanständig; indes wenig von den damaligen Tragödien unterschieden, welche bei den Festen der Weinlese zu Ehren des Bacchus in begeisterter Lust abgesungen wurden. Nach und nach wurden jedoch die Tragödien ernsthaft und anständig; sie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatischer Vorstellung begleitet, und machten hauptsächlich die Belustigung des attischen Landvolks aus. Selten nur kamen solche Gesellschaften von Komödianten nach Athen, wo sie von der Regierung nur geduldet wurden. Endlich wurde auch eine ordentliche Gesellschaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehre Veränderungen der Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperson, ein tanzender und singender Chor, mehre Schauspieler und eine schickliche Bühne wurden für die Komödie eingeführt; auch suchte man durch Masken die persönliche Satyre, welche in der alten Komödie vorherrschte, zu mildern. (S. Kannegießer, „Über die komische Bühne von Athen“.) Epicharmus um 485 v. Chr. führte die Einheit der Handlung ein und bildete s. Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter s. Nachfolgern zeichneten sich Phormos, Magnes, Krates, Kratinus, Eupolis, Pherekrates und Aristophanes aus. Indessen blieb persönliche Satyre noch immer der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche als Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Die alte Komödie der Griechen war durchaus national und mit politischer Tendenz. Vergeben wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten. Erst mit dem Ende des peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland eine neue Gestalt. Es begann nun die sogen. mittlere Komödie. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieser Rücksicht zu sichern, dem Volke die Freiheit, die Maßregeln der Regierung ferner zum Gegenstande des Spottes zu machen. Es ward durchaus verboten, lebende Personen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen gewesen war, wurde abgeschafft, dagegen kamen mit den allgemeinen Charakter schilderungen auch die Charaktermasken auf, und die Bildnisse auf den Larven verschwanden. Selbst Aristophanes mußte sich in s. letzten Stücken dieser Veränderung unterwerfen; und so trat an die Stelle der vormaligen Zügellosigkeit mehr Anstand und Sitze. Die Gegenstände des Lustspiels wurden indessen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und Geschichte genommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Thöricheten und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine als individuelle Züge. Nur selten kam der Chor wieder zum Vorschein, und alsdann wurden, wie früher, Zwischenspiele und Gesang unter die Declamationen gemischt. Zu der neuern Komödie der Griechen gehört (300 J. v. Ch.) Menander, der durch die Feinheit seines Witzes, durch seine Laune und die Regelmäßigkeit s. Stücke eine neue Periode des griech. Lustsp. herbeiführte. Von ihm und dem Philemon sind uns nur Bruchstücke übrig geblieben. — Nicht viel glücklicher waren wir in Hinsicht der nachahmenden römischen Lustspieldichter, unter denen Plautus (st. 184 v. Chr.) und Terentius (st. 161 v. Chr.) die einzigen sind, von welchen wir vollständige Werke dieser Art erhalten haben. — Über das Theater der neuern Völker s. die besondern Art.

Schauspieler, deutsche, die ausgezeichnetern der neuesten Zeit, s. Deutsche Schauspieler und einzelne Art.

Schauspielhaus, s. Theater.

Schauspielkunst ist die Kunst, dramatische Werke durch theatralische

Darstellung dem Ohr und dem Auge zu versinnlichen. Diejenigen, welche diese Versinnlichung dadurch bewirken, daß sie sich stellen, die von dem dramatischen Dichter als handelnd gedachten Personen zu sein, heißen Schauspieler. Auf Verstellung, auf Täuschung fremder Einbildungskraft mittelst der Sinne, des Gehörs und des Gesichtes beruht sonach die Ausübung dieser Kunst. Daher bezeichnet im Griechischen ein und dasselbe Wort (*ὑποκριτής*) den Huchler und den Schauspieler. Der letztgenannte muß die Person, welche er scheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche Person, so weit es deren Beschaffenheit zuläßt, versinnlichend darstellen. Jene Thätigkeit des Geistes, besonders der Einbildungskraft, heißt die Auffassung der Rolle (der gesammten Eigenschaften der im Drama als handelnd gedachten Person); die letztgenannte Thätigkeit (des Geistes und Leibes zugleich) nennen wir das Spiel. Der höchste Zweck der Auffassung ist, die Vorstellung des Dichters von der darzustellenden Person mit der Phantasie zu erreichen. Das höchste Ziel des Spiels soll sein, durch die Versinnlichung der Auffassung (der eignen Vorstellung von der darzustellenden Person) zu entsprechen. So ist denn die Kunst des Schauspielers in der Theorie nichts Andres als die Fähigkeit, den Gedanken des Dichters in Bezug auf eine gegebene Person des Drama in seiner Gesammtheit aufzufassen, des Dichters Vorstellung zu einer Vorstellung der eignen Einbildungskraft zu machen, und dieselbe an der eignen Person zu versinnlichen. Weniger die zweite als die erste dieser beiden Fähigkeiten ist es, welche den Schauspieler zum Künstler macht. Viele haben das Geschick, Eigenschaften einer fremden Individualität, die sie beobachteten, an ihrer eignen Person nachzuahmen. Wenigen ist es gegeben, eine dramatische Person in ihrer Ganzheit, also auch in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Drama, nach der dürftigen Anleitung des todt'n Buchstabens lebendig in der Einbildungskraft wiederzugeben, und diese dichterische Nachschöpfung an seiner eignen Person täuschend vor fremden Sinnen heraustreten zu lassen. Das Geschäft der Auffassung ist es, welches vom Schauspieler fodert, was die Erfindung und geistige Gestaltung vom Dichter heischt: Streben nach möglichst r Ausbildung seiner geistigen Kräfte. Das Geschäft des Spiels (der Darstellung) richtet seinen Anspruch mehr auf Übung und Ausbildung der physischen Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungskraft um so leichter werde, die physische Person zu Dem, was dargestellt werden soll, und mithin zur Verstellung (*ὑποκρισις*) zu bestimmen. Studium der Declamation in Verbindung mit Mimik od. Gebärdensprache ist das Wesentlichste, weil beide die Grundbestandtheile der Schauspielkunst sind (s. d.). Wie man seine Fähigkeiten zur Schauspielkunst, besonders zur Darstellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunst vom Einstudiren an bis zur wirklichen Aufführung in seinem Innern verfahren möge, darüber findet sich eine Abhandlung in Rüllner's „Almanach für Privatbühnen“ (1817). — So wenig die Schauspielkunst als eine selbständige angesehn werden kann, da sie nur in Verbindung mit der dramatischen Poesie denkbar ist (denn selbst beim Extemporiren kann diese nicht fehlen), und überdies ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen Hilfskünsten und Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die gesammte Theaterkunst ausmachen (z. B. Decorirkunst, Maschinerie, Costumirung, Gesichtsmalerei u. s. f.), so gewiß ist sie unter allen schönen Künsten die wirksamste; weil eben als Kunstwerk nichts mehr auf den Mensch wirken kann, als der Mensch lebend durch den Menschen dargestellt. Diese Wirksamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen gebildeten Völkern finden. Ihr Keim liegt tief in der Natur des menschlichen Geistes und Gemüths. Es ist der Keim aller schön'n Künste überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der Wirklichkeit, von ihrer Nöthigung zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu spielen mit dem Schein. (Man vgl. Schiller, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen.“) Der Trieb, anzuschauen und zu empfinden, was wir wollen, nicht was wir müssen, hat alle schön'n Künste erfunden, welche Schiller

treffend die Künste des Scheins nennt. Der Wunsch, durch den Schein so viel als möglich getäuscht zu werden, muß nothwendig die lyrische und epische Dichtkunst zur dramatischen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauspielkunst steigern, so lange die Bildung eines Volks und mit ihr die Ansprüche der Geister und Gemüther auf jenen Genuß des Scheins im Steigen begriffen sind.

Was wir ersehnen, will sich nicht begeben;

Was sich begibt, ist nicht, wonach wir streben.

Darum, mitten unter Dem, was sich begibt, erschafft die Einbildungskraft, was wir ersehnen, und das Talent führt es aus im selbstgewählten fugbaren Stoff. Die Theatergeschichte aller Völker wird am Ende auf diesen Quell sich zurückführen lassen. Hiermit ist auch zugleich der Werth des Schauspiels angedeutet. Das Theater soll so wenig eine Schule der Moralität sein als eine bloß sinnliche Lustbarkeit, welche der Zerstreuung, der Phantasterei, der Genußsucht huldigt; es soll das menschliche Leben in einem geistigen Spiegel darstellen, aus welchem sich der Zuschauer die Lehre selbst abziehen mag. Nur Gebildete können eigentlich mit Nutzen Zuschauer sein, und die Bildung, die aus dem Gedichte durch den Schauspieler spricht, wird sie noch höher heben. Um meissen aber werden sie als Gesamtheit ergriffen werden, wenn Das, was ihre gemeinschaftliche Grundlage ist, das Nationalleben und der Nationalcharakter, durch das Schauspiel berührt und entwickelt wird. Da das Theater aber nicht immer ist und leistet, was es soll, deßhalb ist sein Werth oft in Zweifel gezogen worden. S. Staudlin's „Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels“ (Göttingen 1823) und Wessenberg, „Über den sittlichen Einfluß der Schaubühne“ (2. A., Konstanz). — Für die Theorie der Schauspielkunst mangelt ein vollständig geschriebenes System. Was Sonnenfels, Lessing, Gothe (in „Wilhelm Meister“), Engel, Einsiedel („Grundriss einer Theorie der Schauspielkunst“, Leipzig 1797), v. Seckendorff, Jffland, Schink u. A. über diese Kunst geschrieben haben, hat großen Werth, ohne ein zusammenhängendes, umfassendes Ganzes zu sein. Die Schauspielstudien von Diez vers sind unklar und verworren. Ein systemat. Werk, welches der verst. Koller ankündigte, ist, obgleich größtentheils im Manuscript ausgearbeitet, nicht im Druck erschienen. Die Schriften von Mercier, Dorat, Riccoboni, Hill (s. *Theatralische Darstellung*) handeln von der Schauspielkunst, wie sie bei andern Nationen sich gestaltete und auszuüben ist. Bedeutender sind die Beitr. von Dieck und Müllner.

Schawl, der feinste unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeuchen, welcher im Orient verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet (s. d.) von einer daselbst einheimischen Ziegenart gewonnen und heißt dort Louz. Sie ist sanfter und feiner als das beste Viberhaar. In Caschemir (vgl. *Caschemirziese*) werden daraus Kopfstücker gemacht, welche die Mongolen und Indier das Stück mit 100 Dukaten und darüber bezahlen. Auch zu uns kommen sogen. türkische zu Umschlaggerüchern bestimmte Schawls, welche das Stück 1000 und mehr Thlr. kosten. In Europa heißen überhaupt alle große Umschlaggerücher der Damen *Schawls*. Diese werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verschiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommensten in Frankreich und England; in beiden Ländern seit 1820 auch aus der Wolle der eingeführten kirgisischen Ziege, die der tibetanschen gleich sein soll. (S. *Ternaux*). Obler in Leipzig läßt aus dem feinsten Schawhaar (von span. Merinos) Schawls verfertigen, die, ähnlich den persischen und türkischen, nicht mehr als $\frac{1}{2}$ Pf. wiegen.

Schäzler (Johann Lorenz, Freih. v.); k. bairischer Finanzrath; Banquier, Gründer und Haupt des blühenden augsburger Hauses: Johann Lorenz Schäzler, geb. zu Augsburg d. 15. Sept. 1762, stammte aus dem schon im 12. Jahrh. bekannten Geschlechte der Freih. v. Schäzler, daher sein Adel 1818 erneuert oder reaspirirt wurde, worauf er auch das alte Schäzler'sche Stammschloß zu Tyrnau

wieder an sich brachte. Er besuchte das Gymnasium in Anspach und kam 1778 nach Frankfurt a. M. in eine Ausschnittshandlung als Lehrling. Hier blieb er aber, weil ihm alle Gelegenheit, etwas zu lernen, fehlte, nur 2 Jahre, und nahm dann Privatunterricht. Seine weitere Ausbildung verdankte dieser Geschäftsmann dem Benj. Meßler'schen Wechselhause. Seit 1784 stand er in einer Tuchfabrik zu Nachen, wo er zugleich eine Stickereifabrik für eigne Rechnung führte. Dann übernahm er die Bergwerke zu Trarbach an der Mosel in Gemeinschaft mit dem Eigenthümer; allein dieser war so verschuldet, daß S. in mehre Prozesse verwickelt wurde und sein ganzes Vermögen verlor. Endlich gab er seinen Antheil gegen eine Abfindung von kaum 2000 Gldn. auf. Mit dieser Summe legte S. den Grund zu seinem nachmaligen Vermögen. Er kam 1791 in das augeb. Wechselhaus des Baron v. Liebert, von dem er 1793 eine Tochter heirathete, und dem er bis 1799 als Gehülfe beistand. Am 1. Jan. 1800 gründete er ein eignes Wechselhaus, das ihn bald in den Stand setzte, zu dem Wohle seiner Mitbürger kräftig mitzuwirken, z. B. 1804 als Mitglied der Substitutionscommission, und 1805 als Mitdeputirter des Handelsstandes an Napoleon, wodurch die angedrohte Befestigung der Stadt sowie die Niederreißung der Gartenhäuser und Fabriken abgewendet wurde. Auch erließ Napoleon auf einen durch ihn veranlaßten günstigen Bericht der Stadt Augsburg alle noch rückständige Forderungen, zusammen über 400,000 Gldn. Als Augsburg in Folge des presburger Friedens 1806 mit Baiern vereinigt worden war, leisteten S. und C. D. Carli diesem Staate durch Geldanleihen, die sich auf Millionen beliefen, wichtige Dienste. Der König ernannte daher S. torfrei zum wirkl. Finanzrath. In dieser Eigenschaft hat er mehrmals in München sein Gutachten über Finanzgegenstände zum Protokoll gegeben. Auch nahmen S. und Carli an den Arbeiten der Commission Theil, welche 1809 die Grundlage zu einem bairischen Handelsgesetzbuche entwarf. Insbesondere wurden nach seinem Vorschlage seit 1809 k. bairische Kronenthaler ausgeprägt. Übrigens trug er zu jedem vaterländischen Zwecke das Seinige nach Kräften bei; dies bezeugen u. A. die seinen Namen führende Suppenanstalt und eine von ihm unterhaltene Lehr- und Industrieschule für arme Kinder, in welcher er seit 1820 in Baiern zuerst den wechselseitigen Unterricht eingeführt hat. Auch arme Kranke wurden viele Jahre hindurch auf seine Kosten geheilt und erquickt. Wir erwähnen noch den vorzüglich durch ihn wiederhergestellten Wohlstand der Weberzunft in Augsburg, wo bald über 500 Weberstühle an 1500 Arbeiter beschäftigt; überhaupt kann der vom Hrn. v. S. für müde Zwecke seit 22 J. gemachte Aufwand auf 2—300,000 Gldn. geschätzt werden. Seine Mitbürger ernannten ihn daher zum Vorstände des Handelsstandes, dann zum Vorstande der Gemeindebevollmächtigten, und 1819 zum Abgeordneten bei der ersten Ständeversammlung. In dieser sprach er bei mehren Veranlassungen seine Erfahrung aus, z. B. über das Zahlenlotto, das Diauthwesen, den Wechselstempel, die Errichtung einer Nationalbank und die Staatsschuldentilgung. 1822 begründete er in Augsburg eine Ersparniskasse mit solchen Vortheilen für die Einleger, daß sie im März 1825 über 300,000 Gldn. verzinsle, obgleich nur Augsburgs Einw. daran Theil nehmen können. Dieser um seine Mitbürger hochverdiente Mann starb zu Augsburg den 19. März 1826. Sein Bildniß hat Fleischmann in Nürnberg gestochen. Ein Sohn hat sich dem Staatsdienste gewidmet; die beiden andern wurden von dem Vater am 1. Jan. 1825, bei der Feier des 25jähr. Flores seines Handlungshauses, als Handlungsgesellschafter aufgenommen.

Scheeren heißen die Seeclippen auf den Küsten von Schweden und Finnland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 16—17 Meilen weit ins Meer erstrecken und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. Daher die Scheerenflotte, die zur Deckung des Eingangs in die Scheeren dient und aus Fahrzeugen besteht, die auch in dem seichten Wasser sicher fortkommen.

Scheffler, s. Angelus Silesius.

Scheffner (Johann George), ein durch Geist und Charakter, Vaterlandssinn und Muth, Offenheit und selbständiges Denken ausgezeichnete Mann, der Freund eines Kant, Hamann und Hippel, geb. zu Königsberg in Preußen den 8. Aug. 1736. Nach vollendeten Studien trat er 1757 als Secretair in die Dienste des Herzogs Karl von Holstein-Beck, und gewann dessen Vertrauen, doch bewog ihn seine glühende Vaterlandsliebe, dieses angenehme Verhältniß 1760 aufzugeben. Mit ziemlich leerer Börse trat er in die Reihen des preuß. Heeres und wohnte als Fähnrich mit Auszeichnung den Feldzügen in Schlesien, Sachsen u. Pommern bei. Eine bedeutende Wunde, die Bekanntschaft mit Shakspeare in Eschenburg's Übersetzung und eine Zusammenkunft mit Gottsched und Ramlar waren die Früchte dieses militairischen Lebensabschnittes. 1765 ward S. bei der königl. Kammer als Secretair, 1767 zu Gumbinnen als Kriegs- und Steuerrath angestellt. Hier drang er in das Wesen aller Verhältnisse ein und sagte seine Meinung gerade heraus. 1775 nahm er den Abschied. Wohl hätte er eine Pension verdient; aber das Gesuch um dieselbe beantwortete Friedrich II. eigenhändig also: „Mir Müsse der Teufel plagen, das ich en Kriegs-rath Pension gebe, da noch So vihl brav Officiers ohne versorgt Syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden Officier zu verm'". — Seitdem lebte S. auf dem Lande von seinem kleinen Vermögen; er hörte aber nicht auf, gemeinnützig wirksam zu sein, und machte sich besonders um die Verbesserung des Landeschulwissens verdient. Briefwechsl, Umgang mit Gelehrten, Staatsmännern und gebildeten Officieren, literarische Arbeiten, Garten- und Landbau beschäftigten den für Alles empfänglichen, sich gern mittheilenden und b's in sein spätestes Alter noch thätigen Mann. Indem er in der Einsamkeit sein reiches Leben betrachtete wie der Hausvater das vollendete Tagewerk, entstand seine Selbstbiographie: „Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieb“ (Leipzig 1816, ausgegeben 1823; mit dem Portrait des Verf.). Man könnte Montaigne's Wort vor Scheffner's Leben setzen: „C'est ici un livre de honne foi, lecteur!“ Als Dichter, Schriftsteller, Staatsdiener, Freimaurer und wohlgelaunter Gesellschafter stand S. in ausgebreiteten Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen, von denen er in seiner Biographie viele nach dem Leben gezeichnet hat. Die verw. Königin von Preußen und ihre Schwester, die jetzige Herzogin v. Cumberland, gaben S. Beweise der größten Achtung; der König ehrte sein Verdienst durch Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Classe. Die deutsche Gesellschaft seiner Vaterstadt ernannte ihn zu ihrem Director, und allen Edlen war der Geburtstag des verehrten Greises stets ein hochehrfreuliches Fest. Ehe S. das Ziel der langen Laufbahn erreichte, welche er als Weiser und als Christ gegangen war, sollte noch ein tiefer Schmerz seine letzten Lebenstage treffen: seine Gabet, die ein halbes Jahrhundert als treue und theilnehmende Gefährtin ihm zur Seite stand, ward ihm 1815 durch den Tod entzissen. Ihr folgte S. den 16. Aug. 1820, und rührend sprach sich an seinem Grabe die allgemeine Verehrung aus. Unter seinen zahlreichen Schriften, die zum Theil aus dem Druckhandel verschwunden sind, zeichnen wir aus: „Freundschaft der Poesien eines Soldaten“ (2. A., 1793); „Spällinge“ (1803); „Ein Bierkloß, gewachsen unter Schnee und Eis“ (1813).

Scheidemünze, eine Gattung von Metallmünzen, welche beiden im Binnenverkehr vorkommenden kleinern Ausgleichungen von Waaren und Diensten gebraucht wird; sie besteht gewöhnlich entweder aus bloßem Kupfer, oder aus sehr geringhaltigem Silber. Je gebildeter die Nation ist, desto mehr kleinere Dienste werden bei ihr gegen Bezahlung verrichtet, desto mehr sonst unbedeutende Dinge erhalten einen Tauschwerth, desto mehr Scheidemünze ist daher erforderlich. Im Allgemeinen sind die nachtheiligen Folgen des Mangels an Scheidemünze weit sichtbarer als die des Mangels an Münze aus edlem Metall. Der Tauschverkehr in Gegens-

ständen des täglichen Bedarfs fällt zwar nicht so ins Auge, wie der Großhandel; die kleinern Gütermassen, welche hier im Verkehr begriffen sind, gehen beinahe von einer Hand in die andre; allein gerade die Lebhaftigkeit dieses Verkehrs im Kleinen ist die Grundlage eines jeden Verkehrs im Großen. Stockt daher, aus Mangel an Scheidemünze, der erstere Verkehr, so muß nothwendig auch der letztere stocken. Alle unsere Gewerbe müßten in Stillstand gerathen, verschwände auf einmal unsere Scheidemünze, die allein den Übergang der Erzeugnisse menschlicher Betriebsamkeit in den Kreis des Verbrauchs befördert. — Es ist aber nicht gleichgültig, in welchem Verhältnisse die Masse von Münze aus edlem Metall zu der Masse der Scheidemünze in einem Lande stehe, wenn der Zweck, nämlich die Ausgleichung der in den Tauschverkehr gebrachten Werthe, möglichst vollkommen erreicht werden soll. In dieser Hinsicht betrachte man folgende Fälle: Sobald größere Zahlungen mittelst Scheidemünze geleistet werden, oder sobald die Metallmünze aus edlem Metall im Verkehr eine Aufmünze (Agio) gegen Scheidemünze trägt, ist verhältnißmäßig zu viel Scheidemünze im Umlaufe; sobald hingegen für Scheidemünze eine Aufmünze gezahlt wird, sobald schlechte Sorten und selbst falsche Scheidemünzen im Umlauf gesetzt werden, um nur der Verlegenheit bei kleinen Zahlungen abzuhelpen, ist zu wenig von dieser Münzgattung im Lande vorhanden. Der Metallwerth der Scheidemünze kann übrigens so unbedeutend sein, daß er gar nicht in Betracht kommt, und sie kann dennoch ihren Zweck, die Ausgleichung der kleinsten Vermögenstheile unter den Staatsbürgern, vollkommen erfüllen; denn während bei der Gold- und Silbermünze immer der Charakter einer Waare vorherrschend ist, so ist es bei der Scheidemünze immer der eines reinen Werthausgleichungsmittels. (Vgl. Münze.) Daß die k. preuß. nach dem Gesetz vom 30. Sept. 1821 ausgeprägte Scheidemünze (30 Sgr. auf 1 Thlr. Cour.) zu den besten gehöre, welche jemals geprägt worden sind, hat G. V. Loos (k. preuß. Generalwardein) in einer Schrift (Berlin 1823) gezeigt.

KM.

Scheid e n heißt in der Chemie die Bestandtheile eines zusammengesetzten Körpers von einander trennen; die Chemie (s. d.) selbst wird von dieser in ihr Gebiet gehörenden Operation **Scheid e k u n s t** genannt. (Vgl. Auflösung.)

Scheid e w a s s e r ist Salpetersäure mit mehr (einfaches) oder weniger (doppelpeltes Scheidewasser) Wasser verdünnt. Es wird durch Schwefelsäure mittelst der Destillation in vorgeschlagenes Wasser aus dem Salpeter erhalten. Je reiner dieser ist, desto besser wird das Scheidewasser. Im reinen Zustande muß es Silber oder Blei ohne weißen Rückstand klar auflösen. Es dient als das vorzüglichste Auflösungsmittel der mehrsten Metalle, und färbt Haut und Seide dauerhaft gelb. Königswasser oder Goldscheidewasser, das Auflösungsmittel des Goldes und des Platins, wird aus Scheidewasser und $\frac{1}{2}$ Salzsäure bereitet, auch dient statt letzterer Kochsalz oder Salmiak. S. Simon's „Kunst, Scheidewasser zu brennen“ (Dresden 1771).

Scheid u n g, s. Ehe und Ehescheidung.

Sche i k h, **Sche ch** (arab.), so viel als Alter oder Ältester, heißen die Befehlshaber arabischer Stämme oder Horden. Sie sind äußerst stolz auf ihren alten Adel, vorzüglich die Stammhäupter der Beduinen. Einige von ihnen nehmen auch den Titel Emir an, ohne zu Mohammed's Geschlecht zu gehören. — **Sche i k h** von Mecca heißt der Fürst von Mecca, welcher sich für einen echten Nachkömmling Mohammed's ausgibt und von den Karawanen Geschenke fodert. Auch nennen die Mohammedaner die Vorsteher ihrer Klöster **Sche i k h s**, und der türkische Mufti wird zuweilen **Sche i k h** Ullislam (Oberhaupt der Rechtgläubigen) genannt.

Sche i n, in psychologischer Hinsicht, ist das Verhältniß der Gegenstände zu unserm Vorstellen, oder Dasjenige an der Erscheinung, wodurch wir zum Irr-

thum verleitet werden. Jeder Irrthum gründet sich auf einen Schein, ist aber nicht selbst und an sich Irrthum (s. d.). Ein Schein aber findet statt, wenn die Erscheinungen so beschaffen sind, daß einerlei Gegenstände verschiedene, oder verschiedene Gegenstände einerlei Vorstellungen erwecken, sodas dadurch der Urtheilende leicht verleitet wird, jene für verschieden, diese für einerlei (in Hinsicht auf Natur, Eigenschaft, Ursache, Wirkung) zu halten. Wer nur nach dem Scheine urtheilt, irrt, und hält einen Gegenstand für Etwas, was er nicht ist (z. B. eine Bildsäule für eine lebendige Person), oder für Das nicht, was er doch ist. Insofern aber der Schein immer auf einem subjectiven Grunde beruht, ist er gleichsam der Schatten der Wahrheit, das auf der Oberfläche nachgeahmte Sein; und je schwerer der Schein zu entdecken ist, desto größer ist auch die Scheinbarkeit, und desto verzeihlicher der Irrthum; je geringer der Schein, desto größer die Ungereimtheit des Irrenden. Um den Schein zu widerlegen, muß man die Ursachen desselben kennen und ihn aufdecken. Da der Schein ein subjectives Verhältniß ist, so liegen auch die Gründe desselben zunächst in unserer auffassenden und erkennenden Thätigkeit, sowie in dem ganzen Verhältnisse unserer geistigen Kräfte. Denn die Wahrnehmungsfähigkeit äußerer oder innerer Erscheinung (innerer und äußerer Sinn) hat ihren bestimmten Wahrnehmungskreis und Wahrnehmungspunkt, und was den äußern Sinn insbesondere betrifft, so verursacht z. B. die besondere, zum Theil auch krankhafte, Beschaffenheit unserer Sinnesorgane auf mannigfache Weise Schein. Hiernach gibt es einen optischen, akustischen u. Schein. Wer also das subjective Verhalten unserer Sinnesorgane, z. B. des Gesichts (hier ist im eigentlichen Sinne von Schein die Rede), zu den Gegenständen für eine wirkliche Beschaffenheit der letztern nimmt, der irrt, durch Sinnen Schein verleitet. Aber dabei wirkt größtentheils die Einbildungskraft mit, welche die mangelhafte Sinnempfindung ausfüllt, das Gegebene vergrößert und bei der Vergleichung der Gegenstände Einbildungen unterscheidet, die der Urtheilende leicht für Sinneswahrnehmungen hält. Ferner entsteht auch der Schein unmittelbar aus der Einbildungskraft (Schein der Einbildungskraft), wenn die Bilder derselben zu stark werden, sodas sie an Lebhaftigkeit den Sinnesanschauungen sich annähern, oder willkürliche Ideenverbindungen statt Urtheile sich eindringen. Das Gedächtniß und die Erinnerungskraft erzeugt den Schein, indem wir Manches vergessen, was wir dann als nicht vorhanden betrachten. Der Verstand fördert den Schein durch Mangel an Selbstthätigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit auf die Denkgesetze (daher der logische oder dialektische Schein, der in der Nachahmung der Denkformen besteht), Mangel an Kenntnissen; so auch Verwechslung gewohnter Zeichen mit den Sachen, und endlich die Herrschaft der Gefühle und Neigungen über uns. So wirken überhaupt Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens und die verschiedenen Lagen und individuellen Verhältnisse der Menschen. Der Vernunftschein im Gegensatz des empirischen, der durch die Erfahrung erkennbar ist, beruht auf der Neigung des Menschen, gewisse Vorstellungen des Übernatürlichen für Erfahrungsgegenstände zu halten oder die Gesetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein verschwindet entweder, sobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn Blendwerk, bei den Sinnesgegenständen Betrug der Sinne oder richtiger Sinnen-trug — denn der Betrug deutet mehr auf böse Absicht —, oder er bleibt, und wir überlassen uns ihm gern, dann wird er Illusion (s. d.) genannt, vorzüglich wenn wir uns ihm gern und absichtlich hingeben. Einen solchen bewirkt die Kunst. — In physischer Bedeutung heißt Schein die Empfindung einer Lichtmasse und diese Lichtmasse selbst in ihrer Beziehung auf das Sehen.

T.

Scheintod ist der Zustand eines Menschen, da alle Äußerungen des Lebens, welche von andern Menschen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innersten des Körpers noch Leben vorhanden ist. In einem solchen Zustande kann